

Lötschental

Führer für den Touristen

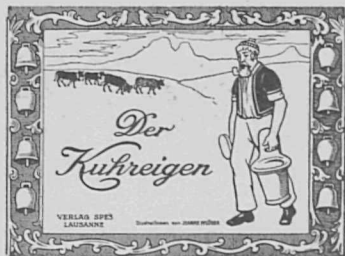


3,75
SPES VERLAG - LAUSANNE

SCHWEIZ. KUHREIGEN

a) Ein farbig illustriertes **Album** auf Halbkarton, im Format von 20/22 cm., mit aus dem Freiburger Dialekt übersetztem deutschem Text, sowie in Dialektsprache mit Musik Fr. 1.50

b) Zusammenlegbares **Wandbild** auf Halbkarton zum Anschlagen. Fr. 1.50



Dieses anmutige Bilderbuch ist unstreitig dazu berufen, die Volkstümlichkeit des alten Aelplergesanges der Greyerzerberge neuzubeleben. — Auch in Form eines zusammenlegbaren Wandbildes wird der Kuhreigen nicht weniger Anklang finden.

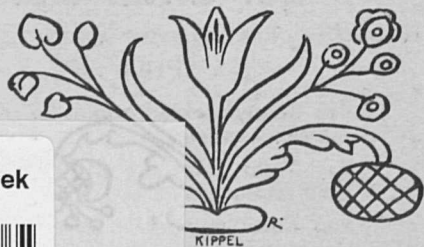
A. B. C. für Schweizer - Kinder



Reich farbig illustriertes **Album** (Format 20×24). Text in schwarzer kursiver Schrift Fr. 1.75

Dieses echt schweizerische A. B. C. Bilderbuch ist mit der Absicht verfasst worden, durch dieses erste Buch unsere Kinder mit heimatlichen Motiven bekannt zu machen. Die passende Wahl der Gegenstände sowie ihre künstlerische Ausstattung machen aus diesem reizenden A. B. C. einen sicheren und geschätzten Freund der Kinder und ihrer Mütter.

Das
Lötschental



Médiathèque VS Mediathek



1010743845

TA 7680

SPES VERLAG, LAUSANNE

HENRY MERCIER

Die Badenfahrten

Mit 9 Vollbildern,

wovon ein Dreifarbindruck und 22 Strichzeichnungen.

Ein prächtiger Band

Brosch. Halb-Karton, Fr. 3.25; Geb. Fr. 6.—

Badens intime Poesie, seine romantische « Grosstadtrolle » während einigen Jahrhunderten, sein Charme der Menschen und der Mauern, Anekdoten über alle die politischen und religiösen Grössen, die hier ihre körperlichen — und seelischen — Rheumatismen verloren : in hübschen, farbenfrohen, temperamentvollen Bildern ziehen sie an uns vorbei, in spirituellem Text von köstlichen, vielsagenden Stichen aus Meisterhand begleitet.

Das Buch Henry Mercier's wird dem Historiker und dem Laien-Freude und Genuss bereiten.



MEINRAD LIENERT

Die schöne Geschichte der alten Schweizer

Hübscher, kartonierter Band mit 6 farbigen Bildern

Preis : Fr. 3.—

Jedes Schweizerkind sollte die schönen Ueberlieferungen der Urschweiz kennen sowohl wie das Dichterwort :

Sag, Vater, was gehen die Jauchzer durchs Land ?
Weil immer ein Held noch den Drachen bestand.

Sag, Vater, was lodert am Berge im Wind ?
Das heilige Feuer der Freiheit, mein Kind.

Das Lötschental

Führer für Touristen

Abhandlung über eines der eigentümlichsten
Täler der Schweizer Alpen

von

J. SIEGEN

Rev. Prior in Kippel

Mit 44 Federzeichnungen und einer Karte von
Eug. REICHLIN



LAUSANNE
SPES VERLAG

[1929]

Alle Rechte vorbehalten

79 1250

VORWORT

Selten eine Sache hat im Laufe der Zeiten eine so verschiedene Wertschätzung gefunden, wie das Hochgebirge. Früher floh man die schroffen Felsen und zerspaltenen Gletscher als Menschenmörder, heute sucht man sie auf als Uebungsplätze für Mut und Kraft; früher hielt man sich ängstlich fern vom Reiche des ewigen Winters, heute findet man dort die ausgesuchtesten Vergnügen.

Mit der Erschliessung der Berge wurde auch der Sinn geweckt für die Eigenart der Bergbewohner. Ihre Sitten und Gebräuche werden heute mit Vorliebe durchforscht, ihre Kunst und Poesie zu Ehren gezogen.

Diese Wandlungen lassen sich leicht verfolgen in den zahlreichen Schriften über das Lötschental. Ortsbeschreibungen, Chroniken und Reiseberichte bis ins 18. Jahrhundert wissen nicht viel mehr als vom « gefährlichen Lötschberg » zu berichten; im « goldenen Zeitalter » der Erstbesteigungen ziehen Bergspitzen und Gletscherfelder aller Augen auf sich; erst seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts offenbart sich das Interesse für Land und Leute, Geschichte und Sage, Siedelung und Sprache, Sitten und Gebräuche, Volkskunst und Volkspoesie des Lötschentales.

Frühere Literatur über das Lötschental finden wir in Archiven, Chroniken, Sammelwerken, Reisebeschreibungen und hauptsächlich in Veröffentlichungen verschiedener Alpenklubs in mehreren Sprachen. In neuester Zeit erschienen auch einige Werke, die ganz oder hauptsächlich das Lötschental behandeln, wie: Baud-Bovy: Wanderungen in den Alpen (Genf, 1893), Stebler: Am Lötschberg (Zürich, 1907), Rütimeyer: Ueber einige archaische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis (Basel, 1916), Jegerlehner: Der Lötschberg (Genf, 1917), Anneler: Lötschen (Bern, 1918) und Siegen: Le Lötschental (Lausanne, 1923).

Die freundliche Aufnahme, die letzterem Büchlein gewährt wurde, hat Verfasser und Verleger bewogen, auch die deutsche, etwas veränderte Ausgabe erscheinen zu lassen. Selbstverständlich kann auch dieses Werk die landschaftlichen und volkskundlichen Schätze nicht erschöpfend behandeln, sondern davon bloss eine Auswahl bieten.



IM REICHE DER GLETSCHER.



LÖTSCHEN¹ erscheint auf der Karte den zahlreichen Freunden und Besuchern wie ein spießförmiges Blatt, hineingelegt in das Herz der Berner Alpen. Die Achse, bezeichnet durch den Talfluss, steht in Gampel senkrecht auf dem Rotten, läuft zuerst zehn Kilometer weit nach Norden bis Ferden, biegt dann sechszehn weitere Kilometer nordöstlich ab, parallel dem Rhonetal von Martinach bis Leuk und von Visp zur Furka.

¹ Urkundlich erscheint Lötschen zuerst 1233 und heisst Liech bei einem romanischen Notar. In späteren lateinischen Urkunden lesen wir *Vallis illiaca superior* im Gegensatz zu *Vallis illiaca inferior* (Val d'Illicz) im Unterwallis, oder *Vallis Illiacensis*. «Lötschen» erscheint zuerst in einer deutschen Urkunde von 1485, abgefasst in Interlaken. Bei den Chronisten des 16. Jahrhunderts lesen wir Lötschenberg, Lettscherberg und Lötschintal, auf der Walserkarte von 1768 Letschental und auf der Hugikarte von 1830 Lötschtal. Letztere Form ist der romanischen Zunge geläufiger. Die Form Lichttal ist nicht sehr alt.

Das Lötschental, das Dr. Swiderski « ein Museum für Geologie » nennt, ist durch Erosion zwischen Granit- und Gneiszonen entstanden. Ueberschaut man von der Faldumalp aus den Taleinschnitt, so ist man überrascht von dessen symmetrischem Aufbau. Den scharfen, horizontalen Linien der Südwand entsprechen in gleicher Höhe breitere Faltungen des sanfteren Nordhanges. Auf der ersten Talstufe steht Oberried (1600 m), auf einer höheren Weissenried (1800 m), und von einer dritten schauen die Alphütten von Faldum bis Weritzen (2000 m) hernieder. Weitere Stufen lassen sich verfolgen an den zersägten, obersten Pfeilern der südlichen Seitenbäche. Die Geologen wollen an diesen Talstufen die Arbeit verschiedener Gletschervorstösse erkennen. Auch die Volkssage erzählt, der Langgletscher habe einmal über die Luegla (eine Wegstunde über Gampel) hinabgeschaut ins Rhonetal und werde sich dort wieder einmal drohend hinabsenken. Allerdings wird dies nicht so bald geschehen, denn der Lötschentaler sagt von einem Ding, das Weile hat: « Eher wird der Langgletscher über die Luegla hinabsehen ».

Kein Wunder, dass die Gletscher so oft wiederkehren inden Sprüchen und Sagen¹ des Lötschentalers; sie bedeuten ihm Leben und Tod. Die Gletscher haben das tiefe Tal in die Alpen eingeschliffen; die Gletscher haben Sandflächen angelegt, auf denen heute die fettesten Matten blühen; die Gletscher haben die Moränen vorgestossen, an die sonnige Äcker und Rei-

¹ J. Siegen : *Gletschermärchen* (Kuhn, Biel). *Légendes du Glacier* (Spes, Lausanne).

hen brauner Holzhäuser sich schmiegen, die weissen Kirchen und Kapellen umrahmen; die Gletscher tränken grüne Hänge im sengenden Brand der Julisonne; die Gletscher rücken auch zeitweise vor und bedecken Alpweiden und Wälder; die Gletscher bröckeln ab und bedrohen sogar die Wohnungen der Menschen. Das Leben im Hochgebirge ist ein Kampf, in dem die Gletscher bald als Verbündete, bald als Feinde auftreten.

Die Gletscher sind auch die schönste Zierde des Hochgebirges. Ein ödes Felsengebirge wäre der herrliche Kranz der Lötschtaler Berge ohne die weissen Firnstreifen und die massigen Gletscherfelder. Das Lötschental hat den Vorzug, hineingebettet zu sein in das ausgedehnteste und schönste Gletschergebiet des ganzen Alpenkreises, in das gewaltige Finsteraarhornmassiv. Südwestlich ist das Tal abgeschlossen von der Gruppe der drei Rothörner (Faldum- 2839 m, Resti- 2974 m und Ferden-Röthorn 3183 m), so geheissen, weil sie am Morgen von der Sonne rosenrot vergoldet werden, während die davorliegenden Grate noch im Schatten stehen. Die dazwischen liegenden Pässe sind alle über 2600 m hoch und mehr oder weniger vergletschert, oder wenigstens mit ewigem Schnee bedeckt. Vom tiefsten Bergübergang nach Norden (Lötschenpass 2695 m) hängt ein Gletscher hinab ins wilde, enge Gasterntal. An den nördlichen (Lötschengrattkette) und südlichen Hängen (Lötschtaleralpen oder Bietschhornkette) reihen sich Gletscher an Gletscher, aus denen die Bergspitzen herausragen. Die tiefste Senkung (Bietschjoch 3078 m) beider Ketten ist nahe

bei deren grösster Erhebung (Bietschhorn 3953 m). Im Osten sind die zwei Gebirgszüge verbunden durch die unvergleichlich schöne Lötschenlücke. Hier schliesst der Langgletscher an den grössten Gletscher des ganzen Alpengebietes, an den Grossen Aletschgletscher mit den angrenzenden ewigen Schneefeldern und Eismeeren.

Der Lage im Herzen der Alpen, im Reiche der Gletscher verdankt das Lötschental seine frühere Abgeschlossenheit und seine heutige sportliche Bedeutung. Entsprechend ihrer geographischen Einheit und Geschlossenheit hat die « Talschaft Lötschen » ihre eigene Geschichte und Mundart und ihre eigenen Überlieferungen. Andererseits ist das früher so einsame Tal seit dem Bau der Lötschbergbahn hineingestellt mitten in das Verkehrsleben. Die Lage könnte dazu nicht günstiger sein, als im Mittelpunkt der Verkehrszentren Leukerbad, Kandersteg, Lauterbrunnen- und Grindelwaldtal, Eggishorn, Riederalp und Belalp, als am Fusse der mächtigsten Riesen der Berner Alpen (Finsteraarhorn 4275 m, Aletschhorn 4198 m, Jungfrau 4166 m, Mönch 4105 m, Bietschhorn 3953 m, etc.).





EIN BRUNNEN IN FERDEN



DÖRFER UND WEILER

GOPPENSTEIN 1220 m.

Goppenstein an der Lötschbergbahn ist heute die Pforte des Lötschentales. Die meisten Besucher werden verwundert fragen: « Ist hier das vielgepriesene Lötschentale? » Wir stehen hier am engen, gewundenen Talausgang und sehen vom Tale selbst bloss einen Ausschnitt der nördlichen Bergkette über grünen Alpenweiden.

Noch zur letzten Jahrhundertwende hat Goppenstein ein ganz anderes Bild geboten. Unter dem Schutt des grossen Tunnels liegt ein schmaler, lieblicher Wiesengrund begraben, früher « Zer Mattun » geheissen. Das alte Goppenstein ist einige Schritte talabwärts zu suchen am Fusse des Rotgebirges. Gemeint sind nicht die Ruinen des fast über Nacht entstandenen und verschwundenen Arbeiterstädtchens, das seinerzeit

mehr Einwohner zählte, als heute die ganze Talschaft zusammen, gemeint sind die Spuren des alten Bleibergwerks bei der Kapelle des hl. Johannes « in der Wüste ».

Der Ort verdankt seine Bedeutung den silberführenden Bleiglanzminen. Die rostige Fluh ist auf beiden Talseiten nach Mineral angebohrt worden. Auf dem « Schönbiel », tausend Meter über dem Talgrund, treten die schimmernden Erzgänge an den vom Gletscher geschliffenen Felshöckern am deutlichsten zu Tage. Die kahlen, halbverfallenen Mauern einer Hütte erinnern noch an die Bergmannsarbeit, die nach der Überlieferung hier soll eingesetzt haben. Der Bermannspfad ist heute noch dem Bahnhof gegenüber deutlich sichtbar.

Die Sage erzählt, ein Jäger habe auf den Freischiessen (freiwillige Wettschiessen) immer mit Silberkugeln geschossen. Ein Fremder habe beim Wein das Geheimnis herausgelockt, woher die Silberkugeln stammen, sei der erste Minenherr geworden, habe die Hütte auf dem Schönbiel bauen lassen und die ersten Stollen in den Berg getrieben. Zuletzt habe er den Hammer in den tiefsten Schacht geschleudert mit den Worten: « Ich habe genug, und wer nach mir kommt, wird auch genug bekommen ».

Das zweideutige Orakel hat sich nach beiden Seiten hin bestätigt. Das Bergwerk war nachweisbar seit dem 16. Jahrhundert bis in die letzten Jahrzehnte mit wechselndem Erfolg in Betrieb. Treffend sagt Fellenberg: « Es kleidete seine Unternehmer in Samt und Seide, zog sie aber auch aus bis aufs Hemd ». Professor Hugl meint, ein bescheidener Betrieb würde sich heute, der Nähe des Bahnhofs Goppenstein wegen, lohnen.

Dem Tale selbst leistete vor etwa sechszig Jahren eine englische Gesellschaft den besten Dienst durch den Bau einer Fahrstrasse von Gampel bis Goppenstein. Zum Danke wurde Direktor Ripon Ehrenbürger aller Talgemeinden und durch den « Ripon-

trunk » gefeiert. Auf den Enderfolg dieser Gesellschaft haben die Lötsher den Spruch geprägt :

*Dr Rot Bär hed meh Schlitza,
wan dr Aenglendrun Gäldsack Litza¹.*

Nahe bei der Kapelle des hl. Johannes des Täufers ist der « Italienerfriedhof », auf dem die zahlreichen Opfer verschiedener Nationalitäten des Lötshbergunternehmens ruhen. Am Abend des 29. Hornungs 1908 allein tötete eine Lawine vom Stritengrat im Arbeiterdorf Goppenstein mehr Menschen, als sonst in Jahrzehnten im ganzen Tale verunglücken. Trotz ernstlicher Warnung von seiten erfahrener Talleute hatten die Pariser Ingenieure mehrere Bretterhäuser in der Gegend vom heutigen Bahnhof unter der « Gmeinlawine » aufstellen lassen. Durch eine Staublawine wurde ein Hotel mit den Gästen fortgerissen. Ein Dutzend Tote und noch mehr Verwundete zogen die Talleute unter eigener Lebensgefahr aus den Trümmern. Seither hat die Lötshbergbahn Millionen ausgegeben für Verbauungen am Stritengrat, die aus der Ferne wie Terrassenförmiges Reb Gelände erscheinen. Wenige Schritte vom Bahnhof bleiben über manchen Sommer Lawinenleichen liegen.

Die doppelspurige Lötshberglinie ist wohl die interessanteste normale Alpenbahn. Von den villenbesäten Ufern des Thunersees steigt das Geleise der Kander entlang bis Frutigen und windet sich, in weiten Schleifen das « Blauseeli » und die tannenbewachsene Ruine der Felsenburg umschleichend, in den grünen Talgrund von Kandersteg (1169 m). Hier öffnet sich das Nordportal vom drittgrössten Alpentunnel (Simplon 19,803 m, St. Gotthard 14,998 m, Lötshberg 14,612 m, Mont Cenis 12,849 m und Arlberg 10,240 m),

¹ Der Rote Berg hat mehr Spalten,
Als der Engländer Geldsack-Falten.

der trotz Einsturz im Gasterntal und Verlegung der Achse, in der vorgesehenen Zeit von fünf Jahren durchschlagen wurde (31. März 1911). Die ganze Linie Frutigen-Brig wurde am 15. Heumonats 1913 als erste normale Alpenbahn mit elektrischem Betrieb eröffnet. Das früher so abgeschlossene Lötschental wurde mit einem Schläge an eine internationale Verkehrsader gestellt.

Vom Lawinenbahnhof Goppenstein geht's rechts der Lonza hinauf ins obere Tal. Auf der schönen Fahrstrasse begegnen uns weder Automobile noch Motorräder. Wie erlöst atmen die geplagten Stadtleute auf und bewundern ruhig den Monolithen am Weg, der wie jeder grössere Stein im Tale seinen Namen hat und seine Sage. Jenseits des Talflusses an der alten Talstrasse steht einsam ein freundliches Kapellchen U.L.F. von Lourdes. Durch den ersten Strassentunnel grüssen die ersten Schneeberge aus ihrem Gletscherbett, das grosse und das kleine Hockenhorn. Der Reihe nach tauchen in der Nordkette auf das graue Haupt des Sackhorns und die schwarze, trotzigte Masse des Tennbachhorns.

Ueber Finstertellä, dem ersten Scheunendorf am Wege, wurde im Kriege eine Anthrazitmine ausgebeutet. Einige Schritte höher, am Faldumbach, weitet sich der Blick. Am nördlichen Horizont erscheinen nacheinander die ähnlich geformten Spitzen des Lauterbrunnen-Breithorns (3779 m) und Grosshorns (3765 Meter), von dem sich der Anengrat weiterzieht zur Lötschenlücke (3204 m). Bald hebt sich über dem Walde auf der linken Talseite der kühne Zahn des Sattelhorns (3745 m) ab, an das sich die scharfen Grate

des Distelhorns (3748 m), Schienhorns (3807 m), der tiefe Einschnitt des Beichpasses (3136 m) und die steilen Granitwände der Lonzahörner (3598 m), des Lötschtaler Breithorns (3783 m) und des Breittlauwihorns (3663 m) reihen. Hinter dem nächsten Scheuendorf « Goldschried » wird schon der Nordgrat des Bietschhorns (3953 m) sichtbar, des « Königs des Rottentales ». Seine nächsten Vasallen nach Südwesten sind das Wilerhorn (3311 m), das Kastlerhorn (3228 m) und die Hohgleife (3280 m).

Am Dornbach hat die Talstrasse hoch über der tosenden Lonza die Höhe der bewohnten Talsohle erreicht, vor unsern Blicken liegt das ganze obere Tal mit seinen Dörfern und Alpen von Ferden bis Fafleralp. Früher hatte das Tal viel mehr winzige Weiler.

KASTEL.



Vom waldigen Felshügel jenseits der Lonza winkt ein weisses Kapellchen aus den Bäumen, das Bethäuschen von Kastel. Kastel war noch vor vierhundert Jahren ein Dorf und eine eigene Bürgergemeinde. Nach der Sage sollen die Lötscher daran gewesen sein ihre erste Pfarrkirche auf den Felsen von Kastel zu bauen. Es seien aber nachts die Instrumente der Bauleute auf den Martibiel in Kippel getragen worden, wo noch heute die Kirche des hl. Martin steht.

FERDEN 1389 m.

Unmittelbar vor uns in einer zahmen Mulde zwischen Wiesen und Aeckern liegt Ferden. Der Ort ist in zwei Häusergruppen geschieden: das Stadeldorf und das Obere Dorf. Das Obere Dorf hat die Kapelle am geräumigen Dorfplatz, der umrahmt ist von stattlichen Häusern aus dem 17. Jahrhundert. In diesen Häusern finden wir die reichsten Sammlungen an alten, kostbaren Sachen, die sich Jahrhunderte lang in wohlhabenden Familien weiter vererbten.

Die Verbindung zwischen beiden Dorfteilen vermitteln das alte und das neue Gemeindehaus (auch Schulhaus und Theater). Letzteres offenbart seine Bestimmung in dem Spruch:

*Der Wissenschaft und dem Spiel in der Jugend,
Im Rate der Bürger der Weisheit und Tugend,
Gern öffne ich die Pforten zur Arbeit und Lehr,
Nur suchend das Höchste: Gottes grösste Ehr.*

Auf dem Wege von Ferden nach Kippel vergesse niemand, einen Blick nach links zu werfen auf das Balmhorn mit dem weissen First und der steilen Ostwand.

KIPPEL 1376 m.

Kippel ist der Mittelpunkt des Lötschentales. Eng drängen sich die alten, gebräunten Holzhäuser mit den steinbeschwerten Schindeldächern um den Martibel mit der Kirche zu Ehren des hl. Martin, der Pfarr-

kirche des ganzen Lötschentales bis zur Abtrennung der Pfarrei Blatten im Jahre 1897. Vom alten Dorfkern getrennt ist Neu-Kippel mit Gasthäusern, Theater, Post und Bäckerei. Viele Reisende bedauern den neuen Dorfteil wegen der abstechenden Bauart, vergessen aber, dass sie ihn selbst gerufen haben. Andere bemitleiden den zusammengepressten Dorfkern mit den engen Gassen, vergessend, dass hier Lawinen Baugesetze schreiben. In der Nacht vom 27./28. Christmonat 1923 hat dieselbe Lawine (Golnbach) die Dörfer Kippel und Ferden bestrichen. Der obere Teil vom Kippeldorf ist mehr als einmal von Lawinen heimgesucht worden.

Recht malerisch ist die Hauptstrasse vom mittleren Dorfkreuz bis zum Stalden. Sie zieht über den grossen und den kleinen Platz, umsäumt von den Holzwänden hoher Häuser, meistens aus dem 17. Jahrhundert. Die Grundmauern der Häuser sind bekleidet mit zierlichen Holztischen, von den Fenstergesimsen hangen tief herab die Blüten der im Lötschental sehr beliebten vollen, feuerroten Nelken. Die meisten Besucher bleiben vor dem typischen Dorfbild stehen. Einige nehmen sich Zeit, die eingekerbten, halbverwitterten Inschriften zu lesen. Auf Schmiedpeters Haus lesen wir (1640):

*Here mein Haus Folk, was ich eich sag,
Das selb in eiwem Herten tragt ;
Liebet Gott ob allen Dingen,
So kan es eich nit mislingen.*

Viele besuchen das berühmt gewordene Murmanhaus in einer Seitengasse am Zubenbach, andere wollen eine Webstube sehen mit buntfarbigem Lötschtaler

Decken, wohl alle machen einen Gang über den blumenbesäten Friedhof zur monumentalen Pfarrkirche. Kein Kunstfreund wird das Tal verlassen, bevor er dem Atelier des freundlichen Kunstmalers Nyfeler einen Besuch gemacht.



RACHARTEN.

Das heutige Stadeldorf Racharten wird 1366 zum erstenmal genannt. Damals lebte ein Peterlin zen Racharten. Vom alten Dorfe steht noch ein ausgebranntes Haus. Die umliegenden Aecker decken die Hofstätten des frühern Dorfes.

WILER.

Vor dreissig Jahren hat Wiler noch das Bild eines echten, alten Lötschtaler Dorfes geboten. Die Gassen waren eng und gewunden ; fast alle Gebäude aus Holz und bunt durcheinander. An der Hauptstrasse und am Hengert zeugten hohe Häuser für den Reichtum ihrer Bewohner. Am Segensonntag (17. Brachmonat) 1900, als die Leute in der Kirche waren, fasste das Dorf Feuer und versank in Asche in wenig Stunden. Einige Sprüche auf den neuerbauten Häusern erinnern an diese Prüfung.

*Gebaut mit viel der Müh und Sorgen,
Beschützt von Gottes Vaterhand,
Steht hier mein Heim, das einst am Morgen
Zerstört lag durch des Feuers Brand.*

Lorenz Bellwald.

Im Sommer 1900 kam J. Gallet, der Erforscher der Bietschhornkette, nach Wiler, sah die verbrannten Mauerreste des Dorfes und schrieb darüber: « Unser Herz wurde gerührt beim Gedanken an das reizende Dorf, das Wiler einst war mit seinen braunen Häusern, seinen wurmstichigen Dächern und Lauben und seinen alten Möbeln. Wiler wird ohne Zweifel neu aufgebaut werden, aber in moderner Art in Stein und Schiefer mit allem, was erforderlich ist, um einer Versicherungsgesellschaft zu gefallen. Das alte, heimelige Gepräge wird für immer verschwinden. »

Wer hätte das verwehren können? Aber das neue Dorf hat auch seine Vorzüge. Die Häuser sind geräumiger, die Wohnstuben höher und heller. Von den glatten, steilen Wellblechdächern stürzt der Schnee lawinenartig in die Gassen, aber der warme Frühling macht alles wieder gut. Wiler ist wieder das neue, sonnige Dorf, gestellt unter den Schutz der allmächtigen Hand Gottes in den glaubensvollen Hausinschriften.

*Erzitter nich im tiefen Tale,
Wenn donnernd die Lawine fällt,
Nur einer hält des Schicksals Schale,
Der Hergott ist's, der Herr der Welt.*

Stephan Henzen.

Dem Dorfe gegenüber am Wilerhorn droht beständig der hangende Gletscher. Nach der Prophezeiung eines « Fahrenden Schülers » wird dieser Gletscher einmal das Dorf in den Ban (Bannwald) tragen.

Künstler, Geschichtsfreunde und Antiquare haben am alten Wiler viel verloren. Im Dorfbrande sind alte Trachtenstücke, kostbare Silber- und Zinngeschirre, alte Decken und Gemälde, seltene Bücher und Möbel zu Grunde gegangen. Einer der reichsten Bauern sagte, für ein einziges Buch, das im Feuer blieb, hätte er alle seine übrigen Fahrnisse gegeben. Viel vermisst wird

das Antependium in der Kapelle mit einer erschütternden Darstellung vom Jüngsten Gericht.

TENNMATTEN



Tennmatten ist der erste Ort auf der « innersten Huob » und liegt in den Gemarken der alten Burgerschaft Ried. Nach der Überlieferung ist Tennmatten selbst früher eine selbständige Burgerschaft gewesen, deren Bewohner sich nach Wiler und Ried verzogen¹. Einige Schritte vor Tennmatten steht an der Talstrasse der monumentale Marchstein mit der Jahreszahl 1755.

Wie eine halbvergessene Sage mutet uns heute das Tennmattendorf an mit dem weissen Bethäuschen, dem alten Holzkreuz und dem Bildstöcklein am Eingang und der Doppelzeile von Ställen und Scheunen entlang der Talstrasse. Ein einziger Stadel ist heute noch im alten Dorfe, das seinen Namen von Stadeltenne herleitet, und dieser hat seine acht Beine zusammengelegt und sich niedergesetzt aus Altersschwäche. Menschliche Wohnungen findet man heute nicht mehr in Tennmatten, wohl aber die Hofstätten der Häuser, die einst dort gestanden haben. Auch in der Nähe, im Zeisenboden und in Ballystadel, an den Uiflengen und in den Wüsten Matten, höher am Berg z'r Tärrun und

¹ Aus Tennmatten sollen die Familien Berrn und Brunner stammen.

zu Ritinun waren früher einzelne Gehöfte. Nach der Ueberlieferung sind alle diese Gehöfte, z'r Tärrun ausgenommen, einem grossen Lauwitier zum Opfer gefallen.



RIED 1509 m.

Ried bildet den Uebergang zu einer um hundert Meter höher gelegenen Talstufe. Wenn das untere Tal schon in dunstigem Schatten liegt, hat Ried noch hellen Sonnenschein. Ried ist das einzige Dorf in Lötschen, dessen Häuser nicht nahe aneinander kleben und von Bäumen und Sträuchern umsäumt werden. Anneler schreibt von Ried: « Zu beiden Seiten des Dörfleins und zwischen den Hauswänden runden sich unzählige Büsche. Wie das im Frühling hier spriesst und treibt und summt und duftet! Doch im Herbst vor allem entfaltet das Ried seine Schönheit. Wie Zufluchtsinseln ragen die dunkeln Dächer aus dem glutenden Farbenmeer, das den ganzen Hang überflutet; flammenrot und flammengolden lodern all die Büsche empor zum heissblauen Himmel ».

Kein Wunder, dass Ried von jeher als bevorzugte Heimat der Bienen im Lötschental galt. Die « Bienischir » in Ried mit drei Reihen alter « Holätsche » (Klotzbauten) ist als typisches Kulturbild in allen grössern Bienenwerken zu finden.

Die Sage berichtet: Einmal haben die « Schurten Diebe » in einem Stadel von Tennmatten beraten, wie sie nächste Nacht die Bienen in Ried ausnehmen wollten. Auf einer Seitentenne standen mehrere Schäube Stroh. Einer von den Vorsichtigeren meinte:

« Es könnte hinter den Schäublen ein Horcher stecken ». Vorsichtig stellte er alle auf die Seite bis auf den letzten. Spöttisch meinte einer der Kameraden: « Ist er nicht hinter dem Ersten, so ist er nicht hinter dem Letzten ». So blieb der letzte Schaub stehen. Aber gerade hinter diesem stand der erschrockene Horcher. Er konnte den Eigentümer des Bienenstandes warnen. Wie die Diebe in der Nacht kamen, sahen sie sich verraten, denn in der Stube neben dem Bienenstande brannte noch ein Licht. Einer warf voll Zorn sein Beil durch ein Fenster, dass es in der Binde stecken blieb, wo die klaffende Wunde noch heute zu sehen ist.

Auf einem Bienenstande stehen die Sprüche:
nach aussen:

*Wo Gott der Herr den Segen giesset,
Das Land von Milch und Honig fliesset,*

nach innen:

*Es achte das Kleine, wer Grosses versucht,
Vom kleinsten Geschöpfe die süsseste Frucht.*



Nach sicherer Ueberlieferung hat ein Teil des Dorfes früher auf der « Winterbletschun » gestanden, näher der Lonza, wo Hofstätten zu Tage treten. Eine grosse Lawine vom Nesthorn (Bietschhorn) habe diesen Dorfteil begraben, erzählt die Sage. Die Frühlingssonne habe dann eine Weberin freigeschmolzen, die sich selbst im Lawinengrab die Finger abgessen hatte. Auch das Obere Ried, wo heute noch ein Haus mit der Jahreszahl 1530 steht, sei einmal von einer Lawine heimgesucht worden. In der « Zillun » habe diese Lawine den « Grossen Dorf » mit zweiundzwanzig Girben (Spinnrädern) genommen. Auf dem Rubinhaus neben der Kapelle lesen wir:

*Im Jahr da man zalt 1730, duo ist Gott uns beigestanden,
Duo ist die Bachtela zu beiden Siten dem Hus abgangen.*

Die Riedner haben dann die heutige Kapelle gebaut, um ihr Dörflein unter den besondern Schutz der allmächtigen Hand Gottes zu stellen. Petri Kettenfeier wird am 18. Januar als Patro-

natsfest begangen. Viel gebetet wird vor dem fast lebensgrossen, blutüberströmten Heiland am Kreuze. Ein Schmuck ist auch das grosse, schmiedeiserne Kreuz auf dem Turmdächlein.

WEISSENRIED 1694 m.

Weissenried ist das höchstgelegene, ständig bewohnte Dorf im Lötschentale. Von einer Bergterrasse schaut seine stattliche Häuserzeile freundlich auf Ried herab. Beschützer des Ortes ist der hl. Ritter Georg, der Drachentöter, in dessen Kapelle noch immer in einer Steinlampe (Steina) mit eingeschmolzener Butter geleuchtet wird. In den Dorfkapellen wird das Licht jeden Abend beim Rosenkranzgebet angezündet, heisst darum Rosenkranzlicht, und brennt an Vorabenden von Sonn- und Festtagen die ganze Nacht. Auch das Ewige Licht vor dem Allerheiligsten brannte früher in einer Steinlampe und musste um jede Mitternacht vom Sakristan zwecks Pflege besucht werden. Für das Licht in der Wallfahrtskapelle zu Kühmatt wird noch immer die erste Butter der Gletscher- und Fafleralp gespendet.

Mit gutem Grund wählte sich Weissenried einen mächtigen Patron. Hier oben fällt am meisten Schnee, und wirbelt ihn am rasendsten die Guxa. Vom hohen Bretterzaun der steinigen Triebgasse oberhalb des Dorfes ist in schneereichen Wintern keine Spur zu sehen. Dennoch möchten die Weissenriedner nicht mit denen im Tale tauschen. Von ihnen sagen sie mit dem glücklichen Balmenmann :

*D' Sunna geid um,
Schi wissend nid drum.*

Den ganzen Winter über haben die Weissenriedner hellen Sonnenschein, während unten im Tale die zackigen Schatten der Bietschhornkette bis über Mittag hinaus nicht weichen wollen. Zudem sind die Matten um das Dorf herum frei von Gestrüpp und Steinhäufen, weil die Lawinen alles zu Tale fegen. Die Aecker sind nicht weniger fett und fruchtbar, als in der Talsohle. Für den halbstündigen Weg zur Schule und Kirche in Blatten haben die Weissenriedner die gesündesten Kinder mit den röttesten Backen und die ältesten Leute.



BLATTEN 1542 m.

Blatten ist auf Felsen gebaut, worauf der Name deutet. Das ganze Dorf steht auf zwei kahlen Felsterassen mit ausgeprägten Gletscherschliffen. Im Schirliboden, bei der Ruhestätte der Toten, setzt der Besucher von Blatten seinen Fuss auf die untere Stufe und steigt durch « Gisentell » vor einer langen Häuserzeile hinauf zur « Höhe », wo Kirche und Pfarrhaus alles überragen. Rechts vom eingezäunten Weg fällt der « Tschuggen » steil ab zur Lonza, die rauschend und schäumend nagt ohne Unterlass am Felsenfuss des Dorfes. Nach der Weissagung vom Ewigen Juden werden die « Weissen Schnecken » — weissen Wogen — einmal das Blattendorf untergraben. Wie viele Tropfen werden bis dahin noch fliessen ?

Die höhere Felsstufe ist zweimal durchbrochen : durch die Gasse beim « Stapfenstein », wo früher die

Gisentella durchrauschte, und durch das « Chinn », wo sie sich heute ein tiefes Bett gegraben. Die so gebildeten Häusergruppen heissen « Auf der Spielfluh » und « Auf der Tirblen ». Am Wege nach Eisten ist die lieblichste Ecke des ganzen Dorfes. An zwei Wasserfällen stehen die altersgrauen Dorfmühlen und die überdachte Wassersäge. Mit starkem Arm dreht der Gletscherbach die plumpen Holzräder, speit einen hellen Strahl in den Sagentrog, dreht sich einige Mal, zuerst weiss schäumend, dann blau und grün schimmernd, in dem tiefen Giessen (Wirbel) und verschwindet tosend in der schaurigen Schlucht unter dem schmalen Mühlensteg.

Im Gegensatz zum wilden, hastigen Leben des Flussgeists wirkt die religiöse Stille bei der Sägenkapelle zur Seite. Es ist dies ein vergittertes Bethäuschen, überagt von einem hohen Wegkreuz, und selbst dem hl. Kreuz geweiht.

Die Legende erzählt, einmal sei ein fremder Mann mit einem blinden Knaben auf der Wallfahrt nach Kühmatt hier vorbeigekommen. Vor der Kapelle hat er noch andächtig die hl. fünf Wunden gebetet. Auf einmal fragt der Blinde auf das Kreuz weisend: « Was ist das für ein Bild? » Der Knabe war in diesem Augenblick sehend geworden. Augenleidende nehmen hier gerne ihre Zuflucht. Der Boden des Bethäuschens ist ganz mit Oel getränkt, und die Bilder sind geschwärzt von den Oellichtern, die hier fast allnächtlich brennen.

An den Stufen der Sagenkapelle hat der alte Müller den Jüngsten Tag erlebt. Beim Wellenschlag der Wasserfälle, beim Rattern der Mühlenräder, beim Singen der Sägeblätter, beim Plaudern der Waschweiber war der alte Müller eingeschafen. Da träumt ihm: Es kommen Leute von Eisten und sagen: « Hast du noch nichts gehört? Es kommt der Jüngste Tag. » Der alte

Müller springt in die Mühle, zieht den Rock an und läuft den andern nach. Im ganzen Dorf atmet keine Seele mehr, alle haben sich schon geflüchtet. Wie er unter die Kirche kommt, sieht er schon die Teufel ins Dorf einziehen. Die schwarzen Gesellen sind mit Gabeln bewaffnet und reiten auf feuersprühenden Rossen, deren lange Schwänze auf die hohen Dächer peitschen. Der Müller hat noch Zeit, hinter der Kirchentüre zu verschwinden, während die eisernen Hufe der Rosse schon auf die harten Felsen vor der Kirche schlagen. Wie er nichts mehr hört, kommt der Müller heraus und eilt dem Dorfausgange zu. Hier begegnet ihm noch ein kleiner Teufel. An ausweichen ist nicht mehr zu denken. « Dem bin ich's, denkt der alte Müller, fängt an, mit dem Teufel zu schwingen und zerreisst ihn in kleine Fetzen. Diese sind aber so klebrig, dass er sie fast nicht von den Händen zu schütteln vermag. Dabei schlägt er gegen die Mauern der Kapelle, dass er erwacht, während die Wäscherinnen laut aufjauchzen vor Laehen. Der alte Müller hat es nicht übel genommen, und er hat später die Geschichte oft erzählt in der lachenden Sonne vor der Sägenkapelle.

Ueber der Kapelle erhebt sich hoch die Sägenfluh, und noch höher die Städelflüh, zwei nackte Felszüge. An der ersten Flüh steht das Gemeindehaus mit der langen Fensterreihe. In der dahinter liegenden Schlucht haben die Blattner schon seit langer Zeit ihr Freilichttheater. Das enge Tälchen ist dazu sehr geeignet, weil abseits vom Fluss- und Bachgetöse und mit Bretterwänden leicht abzuschliessen. Hier hat Baumberger im Frühling 1871 das erste « Tellspiel » in Lötschen gesehen.

EISTEN.

Eisten liegt hinter der « Mülinegga » und ist heute der letzte ständig bewohnte Ort des Tales. Aus den stark gebräunten Häusern schimmert die weisse Ka-

pelle heraus, wie ein Edelweiss dem kahlen Fels entsprossen. Hinter der Kapelle ist das sogenannte « Hennenhaus » mit der ältesten Jahreszahl im Tale (1404). Um diese Zeit war Eisten eine eigene Burgerschaft, nach der Ueberlieferung bedeutender als Blatten.

Urkunden wissen von einem Gemeinwesen « Ellbogen » zu berichten, das noch vor 400 Jahren bestanden hat und an Eisten grenzte. Wahrscheinlich führte das heutige « Gerin » diesen Namen. Beim Gerinstein am Wege von Eisten nach Kühmatt zeigt man noch die Hofstätten vom alten « Gerindorf ». Es soll eine Zeit gegeben haben, wo die Talfahne aus einem Häuschen in Gerin herausgenommen wurde.



KÜHMATT 1625 m.

Kühmatt wird mächtig beherrscht von der Mutter Gottes Kapelle, dem Heiligtum der Talschaft Lötschen. Auf hohem Felsen, an dessen Fuss die Wellen des Talflusses unverdrossen nagen, steht das stattliche Gotteshaus. Vor der Kapelle reihen sich einige Sommerhäuschen, Scheunen und Ställe zu beiden Seiten der Talstrasse und der Lonzaufer. Letztere sind verbunden durch einen langen Holzsteg, den einzigen in Lötschen, der gestützt wird durch einen Pfeiler in der Mitte.

Der Anblick von Kühmatt ist von allen Seiten reizend, schöner ist er aber nie, als beim Abschied einer Prozession. Die langen Reihen der Betenden sind vor der Kapelle auf die Knie gesunken, während der Priester mit dem funkelnden « Heiltum » (Reliquiar) beim Feldkreuz den Segen spendet, in lateinischer Sprache

singend : « Der Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes steige auf euch herab und bleibe immerdar ». Das liebliche Bild umrahmen die weissen Berge, die hier, näher gerückt, steiler und schroffer erscheinen. Das Türmchen auf der Kapelle fällt gerade in die Löttschenlücke.



Die Kapelle, dem Geheimnis Mariä Heimsuchung geweiht, ist selten ohne Beter. Sobald an einem schönen Sommermorgen das helle Messglöcklein ertönt, legen die Mäder in den nahen Kühmattmatten ihre Sensen nieder, stecken die hölzernen Steinfässer in den Boden und gehen in den Hemdärmeln zur Messe. An jedem Sommerabend steht eine Reihe blanker Milchkübel

auf dem Bänklein vor der Kapelle und wartet auf die Sennerinnen, die ihr Rosenkranzgebet verrichten. Kein Lötser geht vorbei, ohne Weihwasser zu nehmen, und die Gottesmutter mit dem Gruss des Engels zu begrüßen. Im Frühling und Herbst kommen viele Pilger nach Kühmatt. Nach der grossen Schafscheid in Fafleralp legen die Schäfer hier ihre Opfer nieder zum Unterhalt des Gotteshauses. Sogar im Winter wird hier Monate lang jeden Morgen und Abend zum « Englischen Grusse » geläutet. An jedem Freitag in der Fastenzeit ist in der Kapelle gesungene Messe, während in den Schnee gesteckte Skie zu Dutzenden vor der Türe Wache halten.



FAFLERALP 1795 m.

In Fafleralp stehen wir an der Grenze der bewohnten Talzone. Auch im Winter herrscht hier monatelang reges Leben. Um die Weihnachtszeit brennt fast in jeder Hütte ein Lichtlein. Weisse Weihnachten fehlen hier nie. Wie froh ist mancher Skifahrer, der aus der Lötserlücke herniedersteigt, eine warme, freundliche Stube zu finden.

Von einer Sennerin der Fafleralp wird erzählt, sie habe ausdrücklich begehrt, hinter dem Kirchturm in Kippel begraben zu werden, wo sie zurückschauen könne nach der Fafleralp. Die « Sehnsucht nach der Fafleralp »¹ ist sprüchwörtlich und leicht begreiflich. In Fafler stehen wir mitten zwischen dem grünen Tal-

¹ *Sehnsucht nach der Fafleralp*, Volkslied von Gregor Brantschen mit Titelbild von E. Reichlen.

boden und den ewig weissen Eisregionen. Am glücklichsten ist die Lage des Hotels in einem hügeligen Naturpark, angelegt auf einer mit grauen Granitblöcken besäten Moräne. Im Kreise stehen die Hütten der Alpen Fafler, Gletscher, Gugginen und Vorsass. Auf den ausgedehnten Alpweiden spiegeln sich rotgescheckte Rinderherden in blauen und grünen Alpseelein neben den leuchtenden Bergspitzen. Das Lötschtaler Breithorn mit seinen überaus schroffen Wänden, und das Lauterbrunnen Breithorn mit den langgezogenen Graten beherrschen hier das Tal. In einer Stunde ist im Talgrund der Langgletscher zu erreichen (2000 m). Die « Weisse Kuh » ist in den letzten Jahren um einige hundert Meter ins Tal vorgerückt, den neuen Grasboden aufackernd und ein junges Lärchenwäldchen bedrohend. Ausgedehnte, graue Moränenfelder von Granit und Gneisgestein bezeichnen den Ort, wo früher der Distel- und Jägigletscher mit dem Langgletscher zusammenkamen. Die Volkssage erzählt, der « Gandegungeist » habe einst den Talgrund mit Steinen besät und fruchtbare Alpen vernichtet.





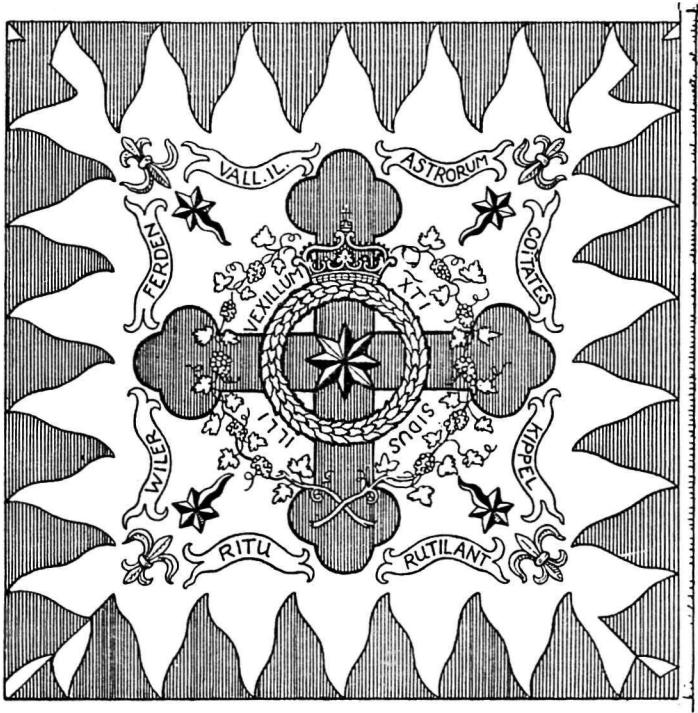
BEI DER KIRCHE IN KIPPEL



BESIEDELUNG UND GESCHICHTE

Schon früh sind Menschen über die mächtigen Grenzwälle des Lötschentales gestiegen. Von den Jurazügen aus folgten die Jäger der Eiszeit den zurückweichenden Gletschern bis in die Täler des Hochgebirges. Zur Zeit, wo die Walliser (Gäsaten, germanisch-keltischer Abstammung) als Verbündete der keltischen Gallier in die Geschichte eintreten durch Berührung mit den Römern (Ende des dritten vorchristl. Jahrhunderts), war das Lötschental sicher schon bewohnt.

Im Sommer 1921 fanden Schäfer am « Gattenmannli » ein Schwert mit Scheide. Das Landesmuseum in Zürich erwarb den Fund und datierte ihn aus der ersten La Tène-Periode, d. h. aus der Zeit des Gallier Vorstosses in die Alpen (gegen 350 v. Chr.). Auch das Museum für Kunst und Geschichte in Genf besitzt Arm-bänder aus der La Tène-Zeit, noch ältere Fibeln, und eine Bronzelanze aus dem Anfang des ersten vorchristlichen Jahrtausends, alles angeblich Gräberfunde aus dem Lötschental. Leider ist für diese Gegenstände keine genaue Herkunft bekannt. Am wertvollsten für die Urgeschichte des Lötschentales sind Gräberfunde vom Herbst 1927 beim « Golmhuis », am untern Rand des Kippeldorfes, in den Fundamenten des neuen Hauses von Bergführer



DIE FAHNE VON LÖTSCHEN

Stephan Ritler. Es erschienen in drei Gräbern ein Armring, ein dreispiraliger Fingerring, eine Spiralfibel, ein Reibfeuerstahl und Reste eines zierlichen Topfes und eines Gürtelhakens aus der ersten Eisenzeit (Hallstätterperiode ca 1000-500 v. Chr.). Die Funde sind zu sehen im Walliser Kantonsarchiv.

Wertvoll sind auch vorgeschichtliche Funde in Kippel vom Frühling 1922. Vom 2.—10. Juni legten Arbeiter beim Fundamentieren des Hauses von Kunstmaler Nyfeler vier Brandgräber frei mit einigen Knochenresten und reichem Schmuck, eine keltische Kultur mit italischem Einfluss verratend. Die geschichtlich bedeutsamen Funde wurden von Professor Tatarinoff untersucht und gewürdigt in dem Bericht des Landesmuseums und befinden sich heute im Museum von Valeria bei Sitten. Sie lassen auf eine ansässige, friedliche Bevölkerung am Südfusse des Lötschbergs zum Beginn der christlichen Zeitrechnung schliessen.

Der Friede des abgeschlossenen Tales wurde vielleicht zum ersten Male gestört infolge der grossen Völkerwanderung durch einen Einbruch der Alemannen. Bis ins 15. Jahrhundert bildete im Rottental die Lonza die Grenze zwischen Deutsch und Welsch, zwischen Alemannen und Burgundern. Die Sprachverwandtschaft der Lötscher spricht für einen Vorstoss der Alemannen über den nördlichen Grenzwall. Frühere Bewohner und Eindringlinge standen wahrscheinlich einander einige Zeit feindselig gegenüber. Darauf deuten hin die ganz eigenen Sagen von den « Schurten Dieben », einem kurz gewachsenen (schurten), aber kräftigen Menschenschlag, der sich aus den dunkeln Tannenwäldern der Schattenseite nächtliche Raubzüge in die Dörfer erlaubte. Die überwundenen Urbewohner mussten natürlich später als die Diebe gelten.

Die Lötscher verläugnen nicht ihre alemannische Abstammung. Sie haben eine urdeutsche Sprache, und viele stechen hervor durch hohen Wuchs und blonde Haare. Nach einer vergeblichen Ermahnung greift die Mutter dem Wildling in die blonden Haare und sagt: « Ich will dr d'Flachsinun (Flachshaare) strichen ».

Politisch hatten im Wallis zuerst die Romanen das Uebergewicht und brachten auch ihr Lebenswesen des fränkischen Reiches. Oberste Lehnsherren im Lande waren der Bischof von Sitten und der Herzog von Savoyen, die sich meistens durch

welsche Vasallen vertreten liessen. So kam wahrscheinlich im 12. Jahrhundert das Ritterlehen von Gesteln, dessen Kern das Lötschental bildete, an die Familie von Thurm (de turre), die ihren Hauptsitz zuerst auf der Mayoria in Sitten, später auf der festen Burg bei Niedergesteln hatte.

Land und Leute im Lötschental standen in verschiedenem Verhältnis zu den Talherren. Die Lötscher waren teils freie Bauern, die nur den Zehnten bezahlten, teils Hörige, die auch Frondienste leisten mussten. Von den Gütern waren einige Eigentum der Talleute, auf andere hatte der Freiherr das Recht der « Toten Hand », d. h. sie fielen an ihn zurück beim Tode des Nutzniessers. Im Namen des Talherrn hatte der von ihm bestellte Meier die Zehnten einzusammeln und die Frondienste anzuordnen. 1357 war Nikolaus am Ryede Meier von Lötschen.

Das Los der Untergebenen war offenbar zuerst nicht drückend, verschlimmerte sich aber mit der wachsenden Macht der freiherrlichen Familie. Gegen 1300 herum haben die Freiherrn von Thurm durch Heirat ihre Macht ausgedehnt über weite Gebiete des Berner Oberlandes. Unter andern sind die festen Sitze Felsenburg und Tellenschloss im Frutigland und Besitzungen im oberen Lauterbrunnentale und bei Brienz in ihre Hand gekommen. Letztere wurden wenigstens zum Teil mit Hörigen aus dem Lötschental bevölkert und kamen später durch Kauf an das Chorherrenstift in Interlaken. Noch 1485 gab es echte Lötscher in Grindelwald.

Mit der Ausdehnung ihrer Macht legten die Freiherrn von Thurm den Grund zum Untergang ihrer Familie. Zwei verhängnisvolle Erbstücke führen den Sturz des Hauses herbei: der Kampf gegen den Bischof von Sitten und gegen die Stadt Bern. Infolge der beständigen Kriege sahen sich die Freiherrn gezwungen, seit der Mitte des 14. Jahrhundert von ihren Besitzungen zu verkaufen, und die Untertanen mit erhöhten Abgaben zu belasten. Das Ende des einst mächtigen Hauses beschleunigte ein grauenvoller Bürgerkrieg im Oberwallis.

Anton von Thurm-Gestlenburg (regierte 1356-1376), der letzte männliche Spross dieser Familie, hatte schon zweimal mit seinen Vasallen die Waffen ergriffen gegen den Bischof Witschard Tavelli, seinen Verwandten. Zum Bischof hielten die Gemeinden der obern Zenden, die immer grössere Freiheiten er-

warben auf Kosten ihrer Herren. Im Jahre 1375 wurde der Bischof mitten im Frieden auf dem Schlosse Seta bei Sitten von den Knechten Antons überfallen und über den Burgfelsen hinabgestürzt. In spätern Verträgen zwischen Lötschen und den Zenden wird wiederholt Verzeihung aller Unbilden gegenseitig gewährt, denen ausgenommen, die sich am Bischofsmord beteiligt hatten.

Die Bluttat rief einen Sturm der Entrüstung unter den Patrioten — so nannten sich die bischofstreuen Walliser —, die Güter des Freiherrn wurden von ihnen erobert, und dieser selbst musste aus dem Lande fliehen. Die Lötscher mussten sich den fünf obern Zenden unterwerfen durch einen Vertrag zu Wollfahrt am 11. Weinmonat 1375. Der Bischof von Sitten kaufte im folgenden Jahre die frühern Besitzungen des Freiherrn Anton von Thurm-Gestlenburg im Wallis für 50,000 Gulden, wobei das Lötschental allein 40,000 Gulden geschätzt wurde, vom Herzog von Savoyen, der sie kurz vorher vom Freiherrn gekauft hatte. Trotz Protests des Bischofs betrachteten sich die Zenden als alleinige Herren des Tales und bestellten abwechselnd auf ein, später auf zwei Jahre einen Kastlan in Niedergesteln für die hohe Gerichtsbarkeit. Die niedere Gerichtsbarkeit und den Bezug des Zehntens besorgte ein von den Lötschern auf ein Jahr gewählter und vom Kastlan beedeter Meier. Das ist der Anfang der Talschaft Lötschen.

Ihrem frühern Herrn hatten die Lötscher bis zum letzten Augenblick die Treue gehalten. Nach der Ueberlieferung haben die Lötscher die starke Burg auf dem Felszahn bei Gesteln durch einen geheimen Gang (Ijollischlucht?) während der langen Belagerung mit Lebensmitteln versorgt. Tatsache ist, dass die Lötscher ihre Treue schwer büssten. In einem der Bürgerkriege (1362-66) wurde ihr Tal arg verwüstet. Laut Schiedsspruch des Herzogs von Savoyen sind damals in Lötschen 1012 Gebäude eingeäschert, und viele Menschen getötet worden. Die Dörfer des Lötschentales wurden neu aufgebaut, aber der trotzige Stammsitz ihrer einstigen Herren bleibt in Ruinen.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts schien Lötschen der politischen Freiheit entgegenzugehen. Am 13. Februar 1510 war die Talschaft Lötschen in Brig einem Vertrag mit König Ludwig von Frankreich beigetreten. Der Talschaft-Meier führte ein eigenes Siegel. Lötschen hatte auch einen Vertreter im Landrat, Christian

Plast, Anhänger von Georg Supersaxo und Gegner des Kardinals Schinner. Auch der Kardinal hatte im Tale einflussreiche Anhänger. Sein Kanzler (1506-11), der spätere Domherr Peter Her-
tin, war ein Lötscher.

Der politische Aufstieg von Lötschen fand ein jähes Ende im unblutigen Trinkelstierkrieg (1550), einem Schreckauf-
ruhr gegen die rechtmässige Obrigkeit, an dem sich leider auch einige
Lötscher beteiligten. Unbegreiflicher Weise sollte die ganze Tal-
schaft unter den Folgen leiden, sogar mehr als die Aufwiegler
aus andern Bezirken. Die Lötscher sollten laut Schiedsspruch
ewig Untertanen bleiben, keine französischen Jahrgelder mehr
beziehen, nicht einmal mehr Abschriften von Landratsbeschlüssen
erhalten.

Die Lötscher erwarben sich gleichwohl ihre volle Freiheit in
den folgenden 240 Jahren durch Schweiss und Arbeit. Im Laufe
des 16. und 17. Jahrhundert kauften sie sich fast ganz frei von
den jährlichen Abgaben. Die politischen Wirkungen waren bald
zu erkennen. 1661 wurde der Lötscher Melchior Werlen zum
Bannerherrn des Zenden Raron gewählt. Melchior Werlen hat
wahrscheinlich als erster die alte Talfahne, ein grosses Seiden-
banner mit dem roten Kleeblattkreuz im weissen Felde, auf dem
Dorfplatz in Kippel geschwungen als Zeichen der erwachenden
Freiheit.

Weil die Lötscher den Zehnten an Vieh und Getreide wie
früher bezahlten, das Geld aber nicht mehr aus dem Tale floss,
häufte es sich in « dem Talschaft Kasten », zu dem jede der vier
Talgemeinden einen andern Schlüssel hatte. Der mit so viel
Schweiss in Jahrhunderten gesammelte Geldschatz fand einen
jähen und vollständigen Abfluss durch Loskauf der Gerichtsbar-
keit von den fünf obern Zenden im Jahre 1790 für zehntausend
Kronen. Die Geschichtsbücher bedauern diesen teuern Vertrag,
weil die französische Revolution im folgenden Jahrzehnt dem
Lötschental die Freiheit ohne Entgelt in den Schoss gelegt hätte,
wie dem Unterwallis. Es wird aber immer ein Ehrenzeichen
bleiben, dass die Lötscher durch jahrhundertelangen Fleiss sich
selbst befreiten.

Bedauerlich war, dass die Lötscher nach dem Loskauf fünf
Jahre lang unter sich stritten, ob ein gemeinsamer Kastlan zu
wählen sei, oder in jeder Gemeinde ein eigener. Endlich, am

dritten Herbstmonat 1795, wurde auf dem Dorfplatz in Kippel eine gemeinsame Verfassung beschworen. Am gleichen Ort wurde auch die « Diebstud » aufgerichtet zum Zeichen der eigenen Gerichtsbarkeit. Die Selbstherrlichkeit dauerte bloss bis in den Sommer 1799, wo das Tal nach dem zweiten Pfynkrieg zuerst von französischen, dann waadtländischen Truppen besetzt wurde. Gut und Blut hat das Tal für die Freiheit geopfert.



Auch kirchlich hat Lötschen eine eigene Geschichte. Die Überlieferung sagt, dass die Lötscher zuerst « kirchberig » waren nach Gesteln, wahrscheinlich an die Schlosspfründe. Im Herbst 1233 hat der Freiherr Gyrold von Thurm die Kirche von Lötschen dem Augustiner Chorherrenstift U. L. F. von Abondance in Savoyen geschenkt. Das konnte nur geschehen, weil die freiherrliche Familie Kirche und Pfründe gestiftet hatte. Das Einkommen der Pfründe bestand damals, wie noch heute, aus dem Ertrag von Grundgütern: Wies- und Ackerland im Tale und Alprechte in den Bergen. Dazu kam der dritte Teil des Zehntens an Getreide, Hülsenfrüchten und jungen Tieren, der 1808 abgelöst wurde durch eine Geldsumme. Ein Andenken an die frühere Abhängigkeit der Pfarrei von einem Kloster ist noch der Titel « Prior », den der Pfarrer in Kippel führt. 1607 hat Bischof Adrian II. von Riedmatten die Pfarrei Lötschen vom Kloster in Abondance losgekauft. Als Erkenntnis hatte der Prior seither alljährlich 9,66 Fr. zu bezahlen, was bei der bischöflichen Visitation vom 28. April 1921 abgelöst wurde.

Die Martinskirche in Kippel ist der Schauplatz der religiösen Geschichte des Lötschentales geworden. Die wichtigste Versammlung war die Reformationstagung vom 4. Christmonat 1562, genau ein Jahr vor Schluss des Konzils von Trient. Die Glaubensneuerung hatte an den Hochschulen von Bern, Zürich und Basel viele Walliser Studenten gewonnen. Zudem war eine Reformation der vielerorts tief gefallenen Sitten auch im Wallis notwendig. Die Bewegung zur Erhaltung des alten Glaubens und zur Besserung der Sitten erhielt ihre festeste Stütze an den Bauern in den Bergen und Tälern.

Zu diesem Zwecke versammelten sich auch die Lötscher in ihrer Pfarrkirche und stellten eine Anzahl Artikel auf, hauptsächlich betreffend den religiösen Unterricht und den Gottesdienst, die Ordnung und Verwaltung der Pfarrei « zur grössern Ehre Gottes und seiner heiligsten Mutter, zum Schutze des Glaubens und zum Heile der Lebendigen und Verstorbenen ». Die ganze Talschaft verpflichtete sich einmütig mit « zum Himmel erhobenen Händen », die gefassten Beschlüsse nach deren Genehmigung durch den Landesbischof stets fest und treu beobachten zu wollen. Am 29. März des folgenden Jahres, sobald die Wege es gestatteten, erschienen zu Sitten in dem bischöflichen Schlosse Mayoria vor dem Bischof Johann Jordan der Prior Johann Im Thossen und die weltlichen Vorsteher des Lötschentales mit der untertänigsten Bitte, Seine bischöflichen Gnaden möchten die aufgestellten Artikel genehmigen. Der Oberhirte gab den Gesandten des Lötschentales eine Urkunde mit, in welcher er erklärte, er habe die vorgelegten Artikel nach reiflicher Erwägung und dem Rate erfahrener Männer verbessert, genehmige dieselben und verpflichte die ganze Talschaft zu deren Beobachtung.

Ein Hauptverdienst an der Erhaltung des alten Glaubens im Wallis haben die katholischen Orte, die eifrige und gut gebildete Priester und katholische Bücher über die Berge sandten. Im Lötschental wirkten etwa zehn solcher Priester, die meisten aus der Mittelschweiz. Von ihnen sind jedenfalls die meisten von den dreizehn Wiegendruckern zurückgelassen worden, die heute das Pfarrarchiv zieren.

Im Pfarrarchiv sind zahlreiche Dokumente, die aus der Geschichte der Pfarrei erzählen. 1535 war auf dem Martibiel eine neue gotische Kirche gebaut worden mit Steinhauerarbeiten in Tuff, wahrscheinlich von Meister Ulrich Ruffiner, dessen Sohn 1556 den untern Teil des heutigen Kirchturms und das Beinhaus baute. Das Gotteshaus war um die hintern zwei Fenster kürzer und jedenfalls dementsprechend schmaler als heute. Behauene Steine und Jahreszahlen wurden bei den Umbauten von 1915 in der Mauer zwischen Schiff und Vorhalle gefunden.

Aus der Kirche von 1535 stammen die wichtigsten Stücke des heutigen Kirchenschatzes: die silberne Hand (1446), mehrere Silberkelche, die mit ziseliertem Silberblech beschlagenen Prozessions-Kreuze, die alten, auf Seide gestickten und gemalten

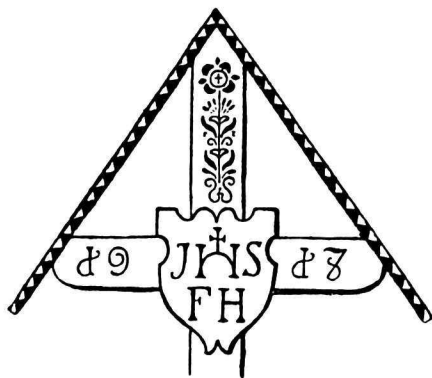
Kirchenfahnen. Aus der alten Kirche sind auch der Taufstein, die Kanzel und die alte Glocke mit der Legende :

S. Martinus.

*Zur Gmeind Gottes ruff ich jederman,
Ihr sond zum Herren Christo gan.
Uus dem Fleur flos ich,
Abraham Zender von Bern gos mich 1589.*

Die heutige Kirche ist gebaut worden in den Jahren 1739/40 von Meister Ragozzi von Rima. Reich sind die Steinhauerarbeiten in Ofenstein, laut Vertrag « in jonischer Form ». Der Hauptaltar ist ein Werk von Meister Albassino. Als schönsten Schmuck der neuen Kirche kauften die Lötsher für 734 Reichsgulden die prächtige silberne Monstranz (4750 gr.), das Werk eines Goldschmieds von Augsburg. Die Opfer für das Gotteshaus haben die Lötsher nicht arm gemacht ; bald darauf haben sie sich politisch freigekauft.

Die Lötsher, die seit Gründung der Pfarrei bald siebenhundert Jahre lang Leid und Freud im Tale heldenmütig teilten, ruhen auf dem lieblichen Gottesacker um die Kirche. Ihre Denkmäler sind ihre Taten und die einfachen Holzkreuze auf dem Friedhof in einem Meere von leuchtenden Ringelblumen.





EINDRÜCKE

Um Eindrücke festzuhalten, die fremde Besucher über das Lötschental und dessen Bewohner gewonnen haben, folgen wir einigen Chronisten und Reiseschriftstellern.

Münster (Cosmographie 1544) : « Aus Raren Zenden gegen Mitnacht geht ein Pass über ein sorglichen Berg auf Bern zu gehn « Kandelsteg », heisst der Lötschenberg. An diesem verderben viel Menschen die vom Schnee verfelt werden, wie dann auch auff andern sorglichen Bergen. »

In Stumpfs Chronik (1549) lesen wir : « Neben Gestelen falt ein Wasser herfür in den Rodden, das heisst die Lüntza, entspringt ob einer grossen meyl wegs gegen Mitlernacht, und ein wenig gegen Auffgang, hinder dem Gebirg Bietschhorn ob Raren gelegen, und neben dem Lettschenberg. Von dies Wassers ursprung gehet ein pass gegen Mittnacht über den Berg Lettschen oder Lettscher hinüber inn Gastrun, und fürter gegen Kanderstäg im Frutiger tal, Berner gebiets. Diser berg ist fast rauch, unwägsam und sörgklich zu wandlen, und verfallen vil leut daruff. »

Simler sagt in Valesiae descriptio (1574) : « Der Luntzafluss entspringt in den höchsten Bergen über Raron und vermengt sich mit dem Rhodan bei Gestilen, an der Grenze des Zenden Raron. Hier ist nach Norden der Eingang ins Lötschintal, das zwischen sehr hohen Bergen gelegen mehrere Weiler hat und

Bleibergwerke. Durch dieses Tal und über den Lötschberg führt ein gefährlicher Weg, auf dem viele abstürzen, — ins Frutigtal nach Helvetien. »

Freymond (L'aveugle du Jorat), ein Waadtländer Offizier, der 1799 die Straftruppen der Helvetik in Lötschen befehligte, schildert uns seine Eindrücke mit den Worten: « In diesem kleinen Sibirien mitten unter Bären, Gemsen, Murmeltieren und einer halbwildten Bevölkerung, habe ich die reinsten Freuden genossen und mich der besten Gesundheit erfreut ».

Ebel (Manuel du voyageur en Suisse, 1810), sagt vom Lötschental: « Man sieht dort vier oder fünf Dörfer, ganz abgeschlossen von der übrigen Welt und von Fremden nie besucht ».

Schiner (Description du Département du Simplon, 1812) findet Lötschen « reich und wohlbevölkert, aber beinahe unzugänglich ».

Bridel (Essai statistique sur le Canton du Valais, 1820) schliesst seine statistischen Angaben mit den Worten: « Es ist schwer, sich eine Vorstellung zu machen von der Einfachheit der Sitten in diesem Tale, das fast nie von Fremden besucht wird und wo viele Entdeckungen zu machen wären in der Mineralogie und Botanik ».

Hugi (Naturhistorische Alpenreise, 1829) hat überall etwas auszusetzen, an Wegen und Bauten, an Vorsicht und Einfalt der Talleute, nicht ausgenommen im gastlichen Pfarrhaus.

Auch Weilenmann (Aus der Firnenwelt, 1859) lächelt über den guten Greis vom Tellistaffel, bei dem er schützendes Obdach gefunden hatte und der ihn warnte, « sich nicht so sehr in Gefahr zu begeben, recht zu tun und Gott vor Augen zu haben ». Weilenmann machte seine Gletscherfahrten ohne Begleitung. Vom Blatterdorfe sagt er noch: « Wie in andern entlegenen Bergdörfern des Wallis, fühlst du dich beim Durchwandern dieser labyrinthischen Gässchen, beim Anblick der altertümlichen Bauart, beim Klang der biderb lautenden Sprache der Bewohner von vergangenen Jahrhunderten angeweht, glaubst dich tief in mittelalterliche Zeiten zurückversetzt. »

V. Tissot (La Suisse inconnue, 1888) gibt die Eindrücke einer Reise ins Lötschental zwanzig Jahre früher: « Primitives, patriarchalisches Leben. Diese Bergbewohner haben so wenig

Bedürfnisse, dass es keine Wirtschaft, keinen Weinausschank im Tale gibt. Man spielt nie für Geld. Die Mode ist unverändert seit Jahrhunderten. Alle Kleider werden im Tale selbst verfertigt aus einheimischer Wolle. In jedem Hause findet man die Weberei. Die Braut setzt noch den Schmuck ihrer Ahne auf, den schwarzen Hut mit breitem Goldband, der aufbewahrt wird wie eine Reliquie. Die Söhne tragen die Festtagskleider ihrer Väter.

Im Winter in den langen Abendsitzen spinnen die Frauen und erzählen die Alten den Jungen aus der Chronik des Tales und die wunderbaren Gletschersagen. »

Das beste Verständnis hat der Lötschentaler bei Edmund von Fellenberg gefunden (Itinerar des S. A. C., 1882/83). Er schliesst seine eingehende Schilderung von Land und Leuten mit den Worten: « Im allgemeinen lässt sich das Lötschentaler Völkchen als ein braves, arbeitsames, frommes und biederer Völkchen bezeichnen, das jedoch für Wegeverbesserung in und aus seinem Tälchen noch mehr leisten sollte, denn der Weg durchs Tal hinauf ist grundschlecht und in Zeiten der künstlichen Bewässerung oft beinahe nicht passierbar. Kurz, wer ein schönes, grünes, von moderner Aferkultur noch nicht verdorbenes Alpental sehen will, in dessen Grund schneeige Firnen niederglänzen, besuche Lötschen. Land und Leute werden ihm wohlbehagen ».

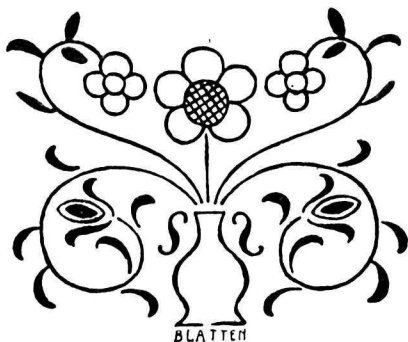
Fellenberg's Werk haben alle reichlich benutzt, die seither über das Lötschental geschrieben haben, namentlich F. O. Wolf (Lötschen und Leukerbad), der von der Lötschtaler Sprache bemerkt: « Sie klingt wie eine sprachliche Antiquität an unser Ohr. Volle Formen, grosser Wohlklang und eine herzliche Einfachheit sind in ihr gepaart mit nie versiegendem Mutterwitz ».

Aehnlich redet Mario (Le génie des Alpes valaisannes, 1893) von der Lötschtaler Sprache: « Das Walliser Deutsch, ein nach Inhalt und Form harter Dialekt, wird im Lötschentale weicher, wo die Aussprache nicht mehr die gleiche Härte aufweist ».

In dem Buche: Wanderungen in den Alpen (1893) hat der Alpenfreund Baud-Bovy das Hohe Lied der Berge gesungen und von Kippel geschrieben: « Es lebt hier noch etwas von der Furcht und der Mystik des Mittelalters fort. Mehrere Häuser sind zwei oder drei hundert Jahre alt, aber auch die neuern Bauten unterscheiden sich kaum von den alten. Der immer gleichförmige

Glaube drückt sich in einem immer gleichen Baustil aus. Ueber den Türen mahnen einfache, symbolische Zeichen, die verschlungenen Namen Christi und der Jungfrau Maria, an die Furcht und die Verehrung der Kirche und an die Furcht und die Verehrung des Todes; des Todes, der von allem irdischen Unge- mach befreit, der so schön und zugleich so schrecklich ist, weil er die Pforten zum Paradiese oder zur Hölle aufthut ».

Im Sommer 1896 hat Julien Gallet (*Dans l'Alpe ignorée*), ein grosser Freund und Erforscher der Lötschtaler Alpen, sein Heimweh verraten in den Abschiedsworten: « Oefters wandte ich mich zurück, um meinen Blick zu weiden am idealen Bild des lieben Lötschentales, und um nochmals seine ganze, herrliche Poesie zu geniessen ».





AUSFLÜGE u. BERGBESTEIGUNGEN

Das Lötschental bietet nicht alle Bequemlichkeiten des modernen Fremdenverkehrs, wirkt aber um so anziehender durch seine unverdorbene Naturwelt. Ein Reisender beklagte sich: « In diesem Lande gibt es nicht einmal Wegweiser ». « Unsere Wegweiser sind die hohen Holzkreuze, die mit ihren Armen zum Himmel weisen », war die Antwort des Einheimischen. Tatsächlich führen braune Wegkreuze und weisse Bethäuschen von jedem Dorfausgang bis in die höchsten Alpen. Wer diesen Wegweisern folgt, kommt sicher zu den schönsten Aussichtspunkten am Waldrand; auf einem « Hubel », an einer « Egge » und bei den Almhütten. Die Sommerdörfer in den Alpen sind die letzten bewohnten Stationen für Passwanderer und Bergsteiger. Die Alpen liegen fast alle auf einer Höhenlinie von 2000 m. Jeder einzelne Alpstaffel mit seinen gebräunten, spruchgezierten Holzhütten, ist ein lohnendes Reiseziel. Einige Hütten sind berühmt als Werke

der Holzschneidekunst, wie die Pfeifferhütte in Hokenalp.

Von den Gästen aus dem Oberlande und dem Rottental wird das Lötschental leicht an einem Tage durchwandert bis zum Langgletscher (2000 m) und zurück (9-10 St.). Für die Fussgänger sind die Entfernungen von der Station Goppenstein aus: Ferden (Gasthaus) 1 St., Kippel (Hotel Lötschberg und Gasthaus Kippel) 1 $\frac{1}{4}$ St., Wiler (Gasthaus) 1 $\frac{1}{2}$ St., Ried (Hotel Nesthorn) 2 $\frac{1}{4}$ St., Blatten (Gasthaus) 2 $\frac{1}{2}$ St., Eisten 2 $\frac{3}{4}$ St., Kühmatt 3 $\frac{1}{4}$ St., Fafleralp und Gletscheralp (Hotel Fafleralp) 3 $\frac{3}{4}$ St. In allen Dörfern und in allen Alpen werden heute Sommerwohnungen vermietet. In Laucheralp und Gletscheralp sind auch Privatchalets gebaut worden.

*Eln stilles Heim auf hoher Au
Für Herrn Moll und seine Frau.*

Gletscheralp.

Für Ausflüge in Berg und Tal sind zahllose Zusammenstellungen möglich. Von *Goppenstein* steigt man über die Matten von Hasellehn und steile Grashalden in hundert Windungen hinauf zum *Faldumstafel* (2033 m) in zwei Stunden. Wunderbar ist von hier der Blick auf das ganze Tal. In 1 $\frac{1}{2}$ St. wird von Faldum aus der Stritengrat (2589 m) gewonnen, und in einer weitem halben Stunde das Nivenhorn (2776 m) mit prächtigem Rundblick auf die Berner- und Walliser-Alpen und auf das ganze Rottental von Visp bis Martinach. In derselben Zeit wird vom Faldumstafel aus durch das Tälchen das Faldum-Rothorn (2839 m) bestiegen.

Der schönste Schmuck vom Faldumstafel, den fast jeder Kurgast des Lötschentals besucht, ist die neue Holzkapelle (1923

geb. von Vikar Jos. Supersaxo) mit der Kreuzabnahme vom frommen Künstler Achtermann (Original in Münster i. W.), geschnitzt von Vogl in Hall. Das Kapellenfest wird am 5. August (Maria zum Schnee) gefeiert. Wie lieb die Faldum-Alpe auch den Einheimischen ist, zeigt ein Spruch auf der Kaiserhütte :

*In meinem Herz hat niemand Platz,
Als Gott allein, und du, mein Schatz.*



Leichter werden die Hütten der Faldum-Alpe erreicht von *Ferden* aus auf gutem Saumweg in anderthalb Stunden. In derselben Zeit gelangt man von *Ferden* aus zur *Restialp* (2111 m) und *Kummenalp* (2075 m) und durch die symmetrischen Einschnitte im westlichen Grenzmassiv und den gleichnamigen *Rothörnern* vorbei über den Fal-

dumpass (2644 m), *Restipass* (2639 m) und *Majingpass* nach dem *Hotel Torrenthorn* (2000 m) in 6-7 Stunden und nach *Leukerbad* (auch über den *Ferden-* oder *Müllersteinpass* (2834 m) in 8-9 St.

Nordwärts gehts von *Kummenalp* über den *Lötschenpass* (2695 m) nach *Kandersteg* in 5 ½ Stunden. Vom Kreuz auf der *Passhöhe*, das schon 1352 erwähnt wird, ist ein Uebergang durch die *Gitzifurge* (2930 m) nach *Leukerbad*, im Winter von Skifahrern öfters begangen, und wird das *Hockenhorn* (3297 m), die « *Rigi des Lötschentales* », in 2 ½ Stunden leicht bestiegen.

Kippel hat auf der Sonnenseite die schlechtesten, auf der Schattenseite die besten Wege im ganzen Tal. Steil und steinig sind die hohlen Gassen zur *Hockenalp* (2064 m, 1 ½ St.). Am Wege finden wir das *Bethäuschen* im *Riedholz* (U. L. F. von *Lourdes*), wo die Wege nach *Hocken-* und *Kummenalp* (rechts *Hocken-*, links *Kummenalp*) auseinandergehen und die von Holz gebaute *St. Annakapelle* auf den *Furren* mit auf Glas gemalten *Votivbildern* des einheimischen Malers *Jos. Murmann* (*Finsterhofer*).

Vom *Hockenstafel* ist der leichteste Aufstieg zum *Hockenhorn* über die *Sattelgi* (2556 m) in vier Stunden. Am Wege steht das *Hockenchritzli* zur Erinnerung, dass hier ein *Jäger* seinen eigenen Bruder aus Versehen erschossen hat.

Ein gut angelegter und erhaltener Waldweg führt schattenhalb durch den Kippelwald (St. Hubertuskapelle am Bätzler Chinn) zu den Ferrichen von Gattenalp (1952 m) in 1 $\frac{1}{2}$ St. Von hier aus ist der leichteste Aufstieg zum Schönbiel (Bleibergwerk) und zur Hohgleife (3280 m), einem Eckpfeiler der Bietschhornkette mit seltenem Panorama.

Wiler hat gute Wege sonnenhalb durch den Bannwald zur vielbesuchten Laucheralp. Der *Laucherstafel* (2122 m) ist fast das ganze Jahr bewohnt von Einheimischen und Fremden. Die ruhige, sonnige Lage der zerstreuten Hütten, der Blick auf das nahe, wuchtige Bietschhorn und einen Ausschnitt der Walliser Alpen mit dem graziösen First des überragenden Weissorns und die reizenden Ausflüge bilden die Anziehungskraft der Laucheralp, Skifahrer finden hier nicht selten noch in den Pfingstferien tadellose Uebungsfelder.

Ried, mitten im Tale gelegen, ist mit Blatten der glücklichste Ausgangspunkt nach allen Richtungen. Auch die eben genannten Alpen über Kippel und Wiler (Hockenalp und Laucheralp) werden von Ried aus am leichtesten gewonnen (1 $\frac{1}{2}$ St.). Die Entfernungen sind von *Weissenried* aus: Weritzalp (2114 m) 1 St., Spalihorn (2454 m), 2 St., Spalisee am Tennbachgletscher, 3 St., Tellialp (1864 m), $\frac{3}{4}$ St., Tennbachhorn (3019 m), 4 St., Petersgrat (3200 m), 5 St., Tellispitzen (3082 m), 4 St., Schwarzsee (1820), 1 $\frac{1}{2}$ St. und Fafleralp, 3 St. Bei den obersten Stadeln von Oberried biegt ein Seitenpfad durch die Wiesen ab in der Richtung Tellialp, auf dem diese in einer Stunde leicht erreicht wird.

Ried ist auch der nächste Ausgangspunkt für Besteigungen in der Bietschhornkette. Ein guter Pfad führt durch den Nestwald zur Bietschhornhütte (2575 m), die heute dem Akad. Alpenklub Bern gehört und unter günstigen Bedingungen vielen Unterkunft bietet. Von hier aus werden bestiegen: Der Schafberg (3200 m) in 1 $\frac{1}{2}$ St., das Wilerhorn (3311 m) in 3 St., und das Bietschhorn über West und Nordgrat in 6 St., Vom Schafberg kommt man nach Ausserberg an der Lötschbergbahn und nach Raron in je fünf Stunden.

Ueber das Baltschiederjoch (3300 m) steigt man von Ried nach Visp in 10 St.

Fafleralp liegt in einem Kranz von Gletscherpässen und Bergspitzen. In 4 St. steht der Wanderer auf dem breiten Rücken des Petersgrates am Fusse des Tschingelhorns und Lauterbrunnen-Breithorns, und in einer weiteren Stunde bei der Mutthornhütte am Fusse des gleichnamigen Berges. In fünf Stunden kann er von der Höhe des Beichgrates hinabschauen auf die Windungen des Oberaletschgletschers, und in weitem 1 ½ St. die Oberaletschhütte erreichen, den Ausgangspunkt vieler erstklassiger Besteigungen von den Fusshörnern zum Nesthorn (Schienhorn, Lonzahörner, Breithorn). In fünf Stunden gewinnt man auch die Egon v. Steigerhütte in der Lötschenlücke. Hier beginnt eine wahrhaft arktische Zone, die nicht ihresgleichen findet in den Alpen. In unmittelbarer Nähe stehen die höchsten Riesen der Berner Alpen: Sattelhorn, Aletschhorn, Finsteraarhorn, Mönch, Jungfrau, Gletscherhorn, Ebnefluh, Mittaghorn und Grosshorn.

Es sei noch gestattet hinzuweisen auf die Bedeutung des Tales für den Wintersport. Durch das Tal führt die internationale Skistrasse Jungfrauoch-Lötschenlücke-Goppenstein. Jungfrauoch und Eggishorn sind vom Lötschentale aus Tagestouren, die Fahrt nach der Grimsel nimmt zwei Tage in Anspruch (Konkordia- oder Finsteraarhornhütte). Beliebt sind die Fahrten über die Gitzifurgen nach Leukerbad und über den Kanderfirn nach Kandersteg, leichte Tagestouren. Die Pässe über die Bietschhornkette sind unbrauchbar für den Genuss der schönsten Winterfreuden.

Für alle bedeutenderen Touren, speziell für Gletscherwanderungen sind patentierte, ortskundige Führer nötig, wie man sie im Tale findet.

Einige Gletscherpässe des Lötschentales werden wiederholt genannt in Verträgen des 14. Jahrhundert, als Handels- und Verkehrswege hatten sie auch militärische Bedeutung. Die höchsten Pässe und die Bergspitzen wurden erst im letzten Jahrhundert

erforscht. 1811 überstiegen die Brüder Joh. Rudolf und Hieronymus Meyer von Aarau den Beichgrat und die Lötschenlücke auf dem Wege zur Erstbesteigung der Jungfrau. 1828 kam der Naturforscher Hugi über den Petersgrat. Der Engländer Malkin ging 1840 über den Lötschberg und bestieg das Hockenhorn. Die Erstbesteigungen wurden eröffnet mit Aletschhorn und Bietschhorn 1859. Es folgten 1865 Nesthorn, Tschingelhorn und Breithorn, 1867 Gletscherhorn, 1869 Grosshorn und Ebnefluh, 1869 Lötschtaler-Breithorn, Schienhorn und Jäghorn, 1878 Mittaghorn und Hohgleife, 1879 Wilerhorn, 1883 Sattelhorn, 1887 Breitlauwihorn, 1892 Distelhorn.

An der Eroberung ihrer Berge haben die Lötscher einen mächtigen Anteil. Lötscher wagten sich zuerst ans Bietschhorn, das bei ihnen noch immer Nesthorn heisst. Prior Felix Lehner von Kippel hatte mit seinen Brüdern schon einmal die Eroberung versucht. Im Herbst 1858 erneuerte er den Versuch am Nordgrat mit den Gernjägern Jos. und Joh. Siegen von Ried und Jos. Ebener von Wiler und kam bis zur Höhe des « Roten Turms » (am Westgrat). Die erste Besteigung gelang am 13. August des folgenden Jahres dem Engländer Leslie Stephen mit denselben Führern. Die zweite Besteigung machte der Geologe Edm. v. Fellenberg über den Westgrat. An die Gefahren dieser Tour erinnert ein Votivgeschenk, die Marienglocke in Blatten, genannt die « Bietschhornlocke » mit der Legende :

*Johann und Peter Sigen
Manch Berg bestiegen,
Der Kirche gedenkend,
Die Glocke schenkend ;
Maria ist mein Nahm,
Ruf meine Kind zusammen.*

Bietschhorn, den 19. August 1867.

1868 wurde von Jos. Ign. Lehner von Gampel und der Führerfamilie Siegen das Hotel Nesthorn in Ried eröffnet, dessen patriarchalische Einfachheit grossen Ruf erlangte. Hier verkehrten Männer mit berühmtesten Namen im « goldenen Zeitalter » des Tourismus. Der Führerberuf war mehr Ehrendienst als Erwerbsquelle, brachte wenig Geld, aber grössere Mühen und

Schwierigkeiten und sogar Tod und Trauer. Am 19. Juni 1870 wurde der hoffnungsvolle, junge Führer Jos. Siegen tot aus einer Spalte des Langgletschers gezogen. In der Kühmatkapelle sehen wir noch eine auf Glas gemalte Totentafel mit dem schönen Spruch :

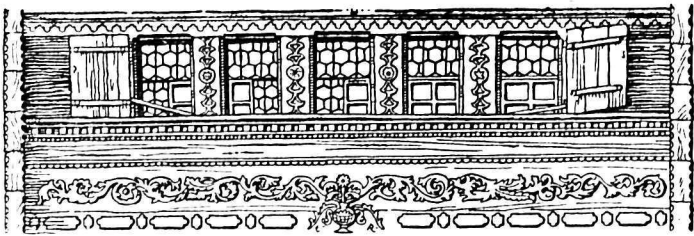
*Aus der teuren Freunde Kreis
Hat der Tod mich schnell getrennt ;
In des Gletschers kaltem Eis
Fand ich meines Lebens End.
Des Todes oft erinnere dich,
Und bitt' den lieben Gott für mich*

Der erste Führer des Tales wurde Peter Siegen, aus dessen Schule die besten Führer hervorgegangen sind. Edm. v. Fellenberg hat Peter Siegen das Zeugnis ausgestellt « eines lebenswürdigen und heitern Gesellschafters, nicht ohne Bildung und von poetischer Naturanlage ». Sein Haus in Ried, das « Alte Haus », war ein kleines Museum von Altertümern, in dem die angesehensten Herren verkehrten ¹.

Das Bietschhorn, das den Lötschtaler Führern ihren Ruhm brachte, nennt Ruskin eine der fünf Pyramidalspitzen der Alpen. Ihm gebührt die Ehre, unter den Bergspitzen des Alpenkreises zuerst mit dem heutigen Namen in der Geschichte aufzutreten. Nach Coolidge (Die Alpen) käme an erster Stelle der Eiger mit 1252, aber das Bietschhorn gewinnt den Vorrang mit 1233 (Grémaud : Documents N 611). Wo man das Bietschhorn sieht, wird man von ihm angezogen. Zwei Clubhütten (Bietschhornhütte (1881) und Baltschiederklause (1922) laden die Besucher ein, aber des königlichen Berges wartet sicher eine noch ruhmvollere Zukunft.

¹ Baud-Bovy : *Art rustique en Suisse* (Londres 1924).





BAUTEN UND BAUERNKUNST

Auffallend enge schmiegen sich die gebräunten Holzhäuser der Lötschtaler Dörfer aneinander, sie fürchten sich vor den Lawinen. Einige mussten sogar fliehen wo die Bannwälder lichter wurden. So wurde das alte Borterhaus in Ferden nach der Ueberlieferung zweimal übertragen. Das alte Wiler hatte Häuser aus Tennmatten, und Blatten zeigt solche aus Eisten.

Die übertragenen Häuser gehören zu den ältesten im Tale. Diese haben noch keine Zierraten, keine Jahreszahlen und Inschriften und mögen aus dem 15. Jahrhundert stammen. Die älteste Jahreszahl lesen wir auf dem Band im Hennenhaus zu Eisten, nämlich 1404 in schönen, gotischen Buchstaben. Die andern Häuser aus dieser Zeit tragen höchstens auf den Bändern tief eingekerbte Rosetten und Breitaxt oder Winkelmass als Meisterzeichen. Die Jahreszahl 1502 trägt das Hoflihaus in Weissenried ebenfalls in römischen Ziffern. Dagegen finden wir im Backofenhaus in Weissenried einen Giltsteinofen mit der arabischen Jahreszahl 1458. Das Eggenhaus in Ried zeigt noch 1530 römische Ziffern.

Von dieser Zeit an sind die Häuser fast alle datiert mit den heute üblichen Zahlen.

Anlage und Ausstattung des Lötschtaler Hauses haben sich im Laufe der Zeit nicht unbedeutend ver-

ändert. Niemand kann heute bestimmen, welche Art von Gebäuden auf den « Zwerglihofstätten » in den Alpen und in dunkeln Wäldern standen, z. B. auf dem « Gietrich », Wiler gegenüber. Die Häuser vor dem 16. Jahrhundert sind eng und einstöckig, haben Stube, Kammer und Keller und einen Hausflur mit offenem Herd ohne Kamin. Türen und Fenster sind niedrig und schmal; der einzige, mächtige Bindebaum läuft quer durch die Stube, und ist in der Mitte etwas nach oben gebogen, so dass die Stube in der Mitte am höchsten ist. Die mächtigen Lärchenbalken sind weder gesägt, noch gehobelt, sondern bloss gespalten. Heute dienen die meisten dieser ersten Lötscher Häuser als Webstuben, einige als Scheunen, und die Keller als Schmalviehställe. An andern sind Türen und Fenster ein bis zweimal erweitert worden, und sie sind heute noch bewohnbar. Holzhäuser sind fast unverwüstlich, wenn sie einen fleissigen Eigentümer haben und gut beschärmt werden.

Einen bedeutenden Aufschwung nimmt die Baukunst im Lötschental seit Ende des 16. Jahrhunderts. Geräumig ist das Meierhaus in Ferden, welches 1591 ein Johannes Jeitziner bauen liess, und an dem eine Inschrift sagt :

*Hans Gezner der Biederman
Der hat meng Biri gethan.*

Mehrere Häuser aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind ein- bis zweistöckige Doppelbauten mit gezimmerter Zwischenwand und 2-4 Wohnungen, wie das Bellwald- (1600) und Feizanhaus (1613) am

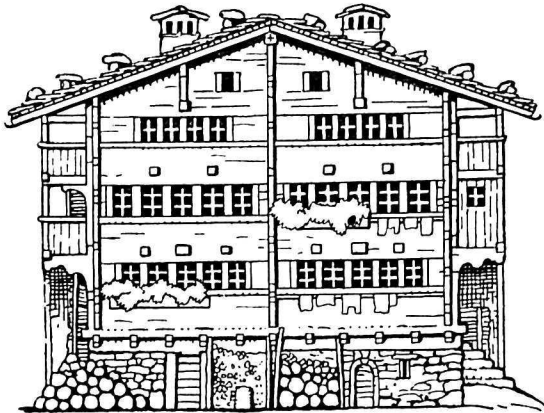


ABBILDUNG EINES LÖTSCHENTALER HAUSES

Schwingplatz in Ferden. Auch Kippel hat Häuser mit vier Wohnungen von 1633 und 1644. Um die Mitte des Jahrhunderts entstanden die schönsten und grössten Häuser an den Dorfplätzen in Ferden und Kippel mit 4-6 Wohnungen, so das « Grosse Haus » in Kippel (1665). Der reichste und angesehenste Mann des Tales, der Zendenfender Melchior Werlen, hat dieses Haus gebaut. Die Ueberlieferung sagt, er habe im Brachmonat die gewaltigen Lärchstämme aus dem Riedholz auf den Bauplatz ziehen lassen, ohne fremden Boden zu betreten, so ausgedehnt waren seine Güter.

Das « Grosse Haus » in Kippel hat, wie einige seiner Zeitgenossen, ein grosses Eingangstor in bogenförmiger Tuffsteinfassung, im Erdgeschoss geräumige Säle, eine steinerne Schneckenstiege, Nebenstübchen und breite Lauben. Die Wohnstuben sind über die Mauern des Erdgeschosses ausgespannt und ruhen auf mächtigen Tragbalken mit geschnitzten Köpfen. Wände und Zimmerdecken sind reich verziert mit gezahnten Friesen und mit Inschriften, sogar in lateinischer Sprache.

Übersetzung :

*Quid facies facies
Veneris cum veneris
Ante ne sedeas sed eas
Ne pereas per eas.*

*Was tun, wenn vor dem Angesicht
der Venus unvermutet stehest ?
Bei ihrem Anblick weile nicht,
damit du nicht zugrunde gehest.*

*Ich leb, weis nit wie lang,
Sterben muss ich, und weis nit wan,
Ich fahr, und weis wohin,
Wen ich der Tugend fleissig bin.*

Grosses Haus.

Zimmermeister am Grossen Haus waren Hans Stofer von Luzern und Jakob Engelberger von Unterwalden. Im Anfang des 18. Jahrhunderts bauten laut Ueberlieferung Berner Zimmerleute das Lehnerhaus unter der Kapelle in Ferden und das Rubinhaus bei der Kapelle in Ried.

*Junges Blut, spar du dein Guot,
Dan Arbeiten im Alter weh tuot.*

Rubinhaus in Ried, 1728.

Um die Mitte dieses Jahrhunderts bauten die schönsten Häuser in Lötschen die Zimmermeister und Schnitzer Alex und Alois Murmann von Kippel. Ihre Meisterwerke sind das Ebenerhaus zu Gisentell in Blatten und das Murmannhaus in Kippel (1777). Letzteres ist nach innen und aussen ganz mit Kerbschnitten und Sprüchen in gotischer Zierschrift bedeckt. Ob der Stubentüre an der Zimmerdecke wartet der Tod, eine Tafelweisend mit dem Spruch :

Qualis vita, mort est ita.

Darunter lesen wir :

*Ich gehe aus oder ein,
So kombt der Tod und wartet mein.*

Ueber dem Esstisch steht die Warnung :

*Wer seinem Nächsten die Ehr abschneid,
Der bleibe von meiner Tafel weit.*

Ueber dem Bette steht :

Ich geh ins Bett, vielleicht in Tod.

Die Künstler Murmann haben offenbar ganze Winter an Balken und Brettern geschnitzt. Mit gleicher Sorgfalt arbeiteten sie an Bergstübchen und Alphütten (Pfeifferhütte in Hocken).

Die Franzosenzeit (1798-99) hat schwer auf dem Tale gelastet, aber die Bautätigkeit nicht ganz gehindert. 1798 ist das Feizanhaus am Hauptplatz in Kippel gebaut worden, und 1811 das Siegenhaus in Ried, letzteres von Berner Zimmerleuten :

*Hier in diessem wilden Thal,
Wo der Schnee mit Hauffen felt,
Wächst doch das beste Grase,
Das man findet von der Welt.*

Siegenhaus in Ried.

Vor etwa hundert Jahren liess sich der Tiroler Zimmermeister Seeberger in Kippel nieder, welcher auch ausserhalb des Tales viel baute. Bei ihm haben die Meister Imseng und Kalbermatten gelernt, von denen die schönsten neuern Häuser stammen.

Die neuern Häuser sind zweckmässiger und geräumiger, aber an Festigkeit, Stil und Kunst erreichen sie nicht die alten Bauten. Es fehlen ihnen die vorspringenden Balken mit den eingestemmtten, zierlichen Friesen und die breiten Lauben. Auch die Inschriften werden magerer und verschwinden an den Riemendecken. Grosse Hast und Gewerbefreiheit liegen eben im Zug der Zeit.

Nach innen hat sich das Lötschtaler Haus am meisten verändert. In neuern Stuben vermissen wir die unbeweglichen Bänke den Fensterwänden entlang und

um den Ofen herum, die hohen, zweistöckigen Bettstätten mit dem Kasten zum Aufsteigen, den Kannenschaft mit altem Zinngeschirr, die runden abgestuften Giltsteinöfen, das Ofenstängli, die schweren Nussbaum- und Ahorntische und überhaupt die alten Möbel, wie geschnitzte und gemalte Schränke.

Neben den Wohnhäusern geben auch andere Bauten den Lötschtaler Dörfern ihr malerisches Gepräge. Am auffallendsten sind die Stadel und Speicher, die auf 6-8 Beinen stehen, oben bewehrt mit rund gehauenen, vorspringenden Steinplatten, um mäusefrei zu bleiben. Auf dem Gemeindestadel in Kippel steht die Inschrift :

*Der Tugend hundertfach Getreit
Sammle dir auf die Ewigkeit.*

Früher scheute man sich nicht, mitten in die Dörfer Scheunen und Ställe zu stellen. Solche bilden auch ganze Dörfer, sogenannte « Uisörter », die früher ständig bewohnt waren, wie Tennmatten. An abgelegeneren Uisörtern, wie in den Berggütern, sind Stübchen, an denen mehrere Familien Anteil haben.

Wer an einem nicht lawinensicheren Orte baut, muss das Bauwerk schützen durch das « Äbihejät », eine Mauer mit Erdwall. Ein Aebihejät schützt eine Scheune am Ferdenried, auf welcher der Spruch zu lesen :

*Mensch fürchte dich ;
Die Lawine hat gebrochen mich.*

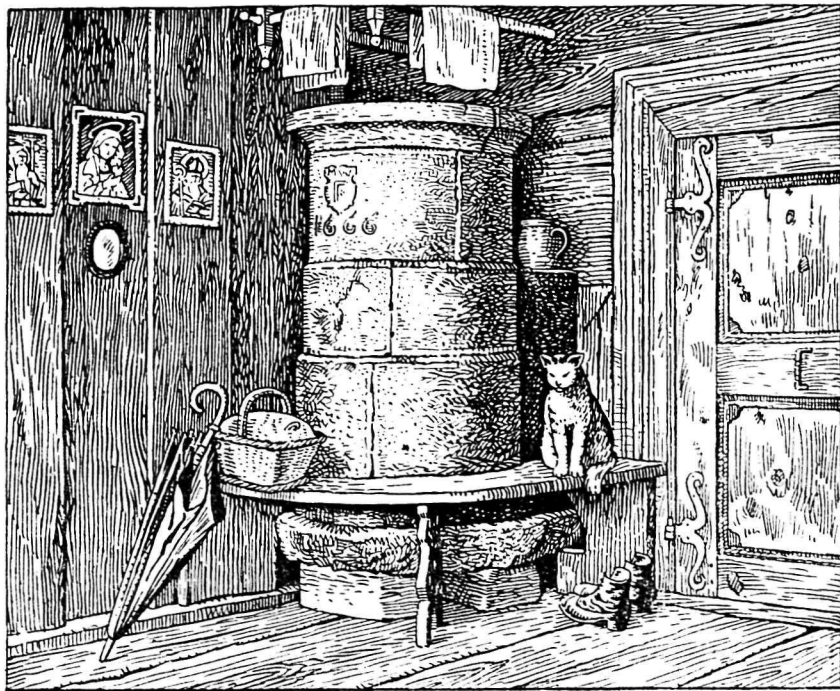
Oberhalb Weissenried soll die Lange Mauer eine Lawine brechen ; sie wird aber heute nicht mehr unter-

halten. In einem einzigen Winter habe das Lauwitier trotz Verbauungen 130 Firste gebrochen.

In schweren Wintern sollen die alten Lötscher gesagt haben : « Wenn wir nochmals erapern, lassen wir uns hier nicht mehr einschneien. » Es kamen ein schöner Frühling, warmer Sommer und fruchtbarer Herbst, und die Lötscher sind ihrer Heimat treu geblieben. Diese bleibt uns um so lieber, je mehr Opfer sie von uns verlangt.

Unter dem freundlichen Dächlein am Eingang ist ein altes Bild der Gottesmutter. Einige halten es für das ursprüngliche Gnadenbild, vor dem nach der Legende die Hirten schon vor dem Bau der Kapelle ihre Andacht verrichtet haben. Die stark verwitterte Holztüre ist geziert mit Reliefbildern der vier Evangelisten. Im Innern hat sich vieles verändert bei den Restaurationen in den letzten zwanzig Jahren. Früher ging ein grosser, bunt bemalter, hölzerner Bindebalken von einem Gesimse zum andern, mitten durch die Kapelle. Auf dem Balken stand das grosse Kreuzifix, das heute an der Aussenmauer angebracht ist. Darüber klaffte eine lange, zackige Spalte im schweren Tonnengewölbe, die manchem Besucher Furcht einflösste, sich aber als ungefährlich erwies. Alles war weiss getüncht, und die Mauern waren ganz bedeckt mit grossen Gemälden, kleinern Votivtafeln und hingekritzeltel Pilgernamen. Neben vielen standen selbstgemachte Lob- und Danksprüche zu Ehren der Gottesmutter. Die meisten Gelübdebilder und einige Todesandenken hingen an dem damals noch unbemalten, heute gelb gefärbten Abschlussgitter aus Schmiedeisen. Zu beiden Seiten des Hauptaltars reihten sich die Votivandenken aus Holz und Wachs, meistens Gliedmassen. In den halbrunden Zwickeln über dem Chorgesimse standen von Alter geschwärzte Gemälde, die sich heute im Pfarrhause von Blatten befinden. Nur die schönen Barockaltäre, die Kanzel und der aus Serpentin gemeisselte Weihwasserstein am Eingang sind

¹ In den Lötschtalerhäusern finden wir die Werke einheimischer Bauernkunst, vor allem in den Gotteshäusern. Die heutige Kapelle in Kühmatt, die zu einer Zeit gebaut wurde (1654), wo das Tal seine grössten Männer und besten Künstler hatte, war wenigstens früher ein Museum für Lötschtaler-Kunst.



DER KATZE LIEBLINGSPLATZ

unverändert geblieben. Die alten Votivbilder sind teils im Pfarrershaus in Blatten, teils in der Sakristei aufgeschichtet, unter ihnen in echter Ritz mit dem Portrait des Bergführers Peter Siegen. Die Kapelle besitzt auch einen Wiegendruck (Messbuch von ca. 1490).

Wie bei vielen Wallfahrtskapellen, standen früher am Wege von Eisten nach Kühmatt die fünfzehn Rosenkranzgeheimnisse. Es sind dies kunstvolle Holzrelief, in kapellenähnlichen, mit Blech beschlagenen und mit kleinem Gitter versehenen Kästchen, die jeden Frühling auf Holzpflocke aufgeschraubt und im Winter wieder entfernt wurden. Die angefaulten Pflöcke hat man nicht mehr ergänzt, und so ist der fromme Brauch eingegangen. Auch diese Bilder, vielleicht das kostbarste Kunstwerk des Tales, sind heute im Pfarrhause von Blatten.

Alle diese Werke sind Zeugen einer längst vergangenen, besseren Zeit für die Kunst im Lötschentale. Zur Zeit, wo die heutige Kühmattkapelle gebaut wurde, entstanden im Wallis die berühmtesten Werke einheimischer Holzschneidekunst, und Lötschen hatte sogar eine eigene Schnitzerschule. In den Jahren 1662-64 war das berühmte Chorgestühl der alten Kathedrale auf Valeria bei Sitten entstanden. « Den Chorstühlen in der Valeria-Kirche folgten seit 1663 die Kirchentüren und 1665 das Chorgestühl in Naters und 1666 das ihm stilistisch verwandte und wahrscheinlich auch von den gleichen Meistern erstellte in der Kirche zu Ernen. Auf dem letzteren nennen sich als solche Jörg Matig von Mörel und Hans Sigen aus Letschen, beide im Zehnten Raron »¹. Drei Jahrzehnte jünger sind die Kanzeln in Kühmatt und Kippel. Auch viele der bestgeschnitzten Möbel im Lötschentale stammen aus dieser Zeit. Es sollen sich bei den damaligen Walliser Künstlern französische Einflüsse aus Lyon geltend machen.

Genau ein Jahrhundert später arbeiteten in Lötschen die Brüder Alois und Alex Murmann, Zimmermeister und Schnitzer. Sie verwendeten ihre Kunst hauptsächlich zum Schmuck ihrer Bauten. Gleichzeitig muss in Lötschen ein guter Maler seine Kunst ausgeübt haben, wahrscheinlich ein wandernder italie-

¹ 30. Jahresbericht des Schweiz. Landesmuseums (1921).

nischer Künstler. Viele auf Glas gemalte Heiligenbilder, übermalte Schränke und Schmuckkästchen finden wir aus dieser Zeit.

Die Holzschneidekunst vererbte sich im 19. Jahrhundert in der Familie Rubin. Ein Rubin war es, der unter dem früheren Portal der Kirche das Auge Gottes umgeben von Gestirnen, eine Art Mosaikbild, aus bunten Steinen gesetzt hatte. Die Steine fielen mit der Zeit fort und wurden leider nicht mehr ersetzt.

Mit den Farben sind die Lötscher verhältnismässig sparsam gewesen. Spuren von dekorativer Malerei finden wir am Murmannhaus in Kippel. Der vorspringende Dachgiebel wird oft bunt angestrichen, und an die Hausfront werden auch ab und zu die Familienwappen hingemalt. Lötschen darf sich auch bloss einen Maler sicher zuschreiben, den Dichter und Schnitzer Joseph Murmann von Kippel, « der Finsterhofer » geheissen (1808-1874). Die meisten Gotteshäuser und Hausaltäre in Lötschen besitzen ein Werk von seiner Hand: geschnitzte Kruzifixe in reich gemalten « Trucken », Heiligenbilder, Votivtafeln, und Todesandenken. Die Bilder dieses Autodidakten wirken vorzüglich durch Farbenglanz, die reiche Umrahmung und den frommen Sinn des Meisters. Der Finsterhofer baute auch eine Geige. In Wiler arbeitet heute der junge Maler Jos. Ritler.

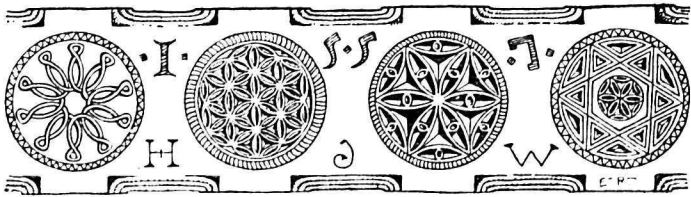
Eine heute fast ganz vergessene Kunst verraten die ältern, schmiedeisernen Arbeiten. Auf dem Friedhof in Kippel standen wenigstens seit dem 17. Jahrhundert schmiedeiserne Kreuze, zum Teil verziert mit kunstvollen Blumen. Schmiedeiserne Kunstarbeiten sind die Gitter einiger Bethäuschen und die Kreuze auf Kirchen und Kapellen. Wie vorteilhaft nehmen sich gegen neuere Arbeiten aus die alten, geschmiedeten Schlösser und Schlüssel, die Tür-, Tisch- und Truhenbeschläge. Diese Sachen wurden zu einer Zeit verfertigt, wo die heute verfallende « Talschaft Schmitte » in Kippel noch in vollem Betriebe stand, und der Talschaft-Schmied mit den Ehrengästen an der Seelenspend teilnehmen durfte.

Das Lötschental besitzt in seinen Kirchen, Kapellen und Wohnhäusern noch viele Werke anderer Kunstzweige, die wir aber nicht als Erzeugnisse ländlicher Bauernkunst ansprechen dürfen, abgesehen von den Kunstarbeiten der Frauen. Aber die Kunstwerke, welche von den Vätern gemacht oder erworben wurden, stehen heute nicht mehr überall gebührend in Ehren.

Vieles wurde verschleudert, anderes wurde in die Sommerhütten verbannt, z. B. alte Bilder. Das Kunsthandwerk ist arg verkümmert. Am besten besteht der Zusammenhang mit der Kunstüberlieferung der Alten in der Gilde der Ofenmeister seit dem 16. Jahrhundert (Meister Ruffiner). Eine Kunst wird immer bleiben, die Kunst der Hirten, die ihre Hirtenstäbe, Pfeifen, Löffel und Hausgeräte schnitzen, bei der Arbeit fröhlich pfeifend... die ursprünglichste und zugleich « die höchste » Kunst.

† Baud-Bovy spendet den lebenden Lötschentaler Künstlern das Lob: « Von Haus aus fromm ist der Lötschentaler auch von Haus aus Künstler. Die Schönheit ist für ihn nicht ein blosser Begriff; er hat Sinn für sie, da er sie lebendig fühlt in seinem Herzen; sie ist der Ausdruck seines Bedürfnisses, Gott zu ehren ». (*L'Art rustique en Suisse* 1924.)





NAHRUNG UND BODENKULTUR

Einige heute unentbehrlich scheinende Lebens- und Genussmittel sind verhältnismässig spät nach Lötschen gekommen, zuerst durch Söldner in fremden Diensten. Vor kaum mehr als hundert Jahren hat ein ausgedienter Soldat zuerst einen Korb voll (ca. 150 Kg.) Kartoffeln geerntet. Seine Nachbarn meinten: « Der weiss in diesem Winter was essen ». Der gelbe Mais kam ungefähr um diese Zeit ins Tal durch den Rarner Hauptmann Gattlen in neapolitanischen Diensten. Soldaten brachten auch die Genussmittel Kaffee und Tabak. Vor etwa hundert Jahren verbannte man noch die Raucher beim Gemeindefest hinter den Ofen; heute wäre das Umgekehrte leichter.

Welches waren die Nahrungsverhältnisse im alten Lötschen? Im allgemeinen war früher der Aufwand geringer bei gewöhnlichen Mahlzeiten, aber grösser bei ausserordentlichen Anlässen. Zum « Entnüchtern » nahmen früher sogar die Hirten im Winter nur « trockene Spis », Hauskäse mit selbstgebackenem Roggenbrot. Zum Mittagessen wurde gewöhnlich aus Gerstenmehl ein Kuchen gebacken, das « trockene Mahl », und heisse Milch dazu getrunken. Am Abend gabs

kalte Milch mit Spis, und beim Nachtessen nochmals Spis und heisse Milch, die von der ganzen Familie aus der « Suifgebsun » gelöffelt wurde. Aermere Familien bekamen diese Nahrung von besser bemittelten um Gotteslohn, halfen diesen aber auch für ein Vergeltsgott bei drängenden Arbeiten. Zur Abwechslung wurde auch ein Brei aus geröstetem Gersten-, Hafer- oder Weizenmehl bereitet, oder Suppe mit Gerstenmus. Die Gerste wurde gesotten, gestampft und entkleit und vertrat den heutigen Reis. Als es einmal im August nach langer Dürre regnete, faltete eine Grossmutter die Hände und sagte zu ihren Enkeln : « Danket Gott, denn heute regnet es uns Brot und Heu ». Die Kinder sagten darauf : « Musgerste wohl auch, Grossmutter ? »

Fleisch kam fast nur an den Sonntagen und den früher zahlreicheren Festtagen auf den Tisch. Als Getränk für den Sommer, wenn die Milch in der Alpe ist, wurde « gsatzti Nidla » bereitet. Es war dies geronnene Milch, die in eigenen Fässern aufbewahrt wurde und schmeckte wie saure Buttermilch.

Allgemein im Gebrauch waren von jeher besondere Mahlzeiten und Gerichte bei gewissen, meist festlichen Anlässen. Am Jungen Fastnacht (Dienstag vor Aschermittwoch) wurde früher bis gegen Mitternacht gedörrtes Fleisch gegessen, weil in der langen Fastenzeit niemand Fleisch anrührte. Die Milderung des Fastengebotes lässt diesen Brauch verschwinden. Am « Alten Fastnacht » (ersten Fastensonntag) werden noch in jedem Haushalt hunderte von « Küchlein » gebacken, auf weiten Zinntellern aufgeschichtet, und in der Fastenzeit um Mittag als Zuspeise gereicht. An diesem

Abend kommen auch die zwei « Chemingugger », die Ortspolizei, und bekommen als Entgelt für ihre Mühe während des Jahres von jedem Haushalt je zwei Küchlein. Solche Küchlein sind auch noch üblich bei schweren Arbeiten, wie « Hauwen » (Ackern), Holztragen, Heuziehen und zur besondern Ehrung eines Gastes.

Ein heute fast vergessener Brauch ist das « Zittelabenden ». Die Familien, welche an den langen Winterabenden zu einander « z'Dorf » (in den Abendsitz) gingen, veranstalteten abwechselnd jede einen Zittelabend, bei dem alles aufgetragen wurde, was Küche, Milchkeller und Lötcher Kochkunst liefern konnten. Geistige Getränke blieben dabei strenge ausgeschlossen.

Auch bei andern Anlässen waren geistige Getränke viel seltener als heute. Im Frühling, wenn die Wiesen anfangen zu grünen, veranstalteten die Jünglinge Wettspiele, wie z. B. das noch heute übliche « Tschereuten » (Hornussen). Die überwundene Partei bezahlt nicht ein Lagel Wein, aber Rahm und Weissbrot, die im Gemeindehaus friedlich aus grossen Schüsseln gegessen werden, wie bei den alten Eidgenossen.

Dagegen durfte der gute Walliser Wein nicht fehlen bei grössern Gastmählern, wie bei Hochzeiten. Die Speisen wurden auf Silber- und Feinzinngeschirr aufgetragen, der Wein in Zinnkannen aufgestellt und aus Silber- und Zinnbechern getrunken. Vor etwa dreissig Jahren standen bei einer Hochzeit noch vor vierzig Ehrengästen alte Silberbecher ¹.

¹ Noch finden sich in alten Lötchentalerhäusern Bratspesse und Bratglocken, welche mehreren Familien als gemeinsames Eigentum gehören und an den Aufwand früherer Zeiten erinnern.

Die Feste werden in Lötschen heute noch gehalten, fast wie in frühern Zeiten, nur die alten Tafelgeräte haben meistens weichen müssen. Es verschwinden die Silberbecher mit den alten, geschnitzten Truhen; die Zinnkannen und Zinnteller mit dem Kannenschaft, die schön geschnitzten Holzlöffel mit der « Rigla » hinter dem Tische in der Ecke. Schneeweisse Tassen und Teller, Flaschen und Gläser und Bestecke aus unedlem Metall können den Reiz der alten Tischgeräte, die unverwüstlich die freudigen Familienfeste vieler Geschlechter erlebten, nicht ersetzen.

Aus ihrem bescheidenen Speisezettel ersehen wir, dass die alten Lötscher fast nur von ihren eigenen Erzeugnissen lebten. Der wichtigste Einfuhrartikel war für das ganze Land das Salz, für das sogar Kriege geführt, und Bündnisse geschlossen wurden. Ein Rekrut, der in französische Dienste ging, drückte seinem Vater beim Abschied noch die letzten zehn Franken vom Werbegeld in die Hand « für Salz ». Wein im Keller hatten nur die begüterten Familien, meistens geerntet in eigenen Reben von Leuk bis Siders.

Das Hauptnahrungsmittel war zu jeder Zeit und ist heute noch in besser gestellten Familien die « Spis », wovon früher das Brot für kostbarer galt, als Käse. Korn (Roggen), Käse und Fleisch wurden früher in Mengen aufgespeichert und sollen bis hundert Jahre alt geworden sein. Wir brauchen uns darüber nicht zu verwundern, wenn wir hören, dass bei den alten Eidgenossen die einzelnen Familien nach Vermögen Getreidevorräte anlegen mussten. Vieh und Milchprodukte waren zu jeder Zeit sozusagen die einzigen Ausfuhr-

artikel aus dem Lötschental. Die in einer Holzschüssel schön gemodelten, mit eingepressten Rosen und Kränzen verzierten Aichenballen kamen meistens als Tafelbutter auf den Markt von Sitten.

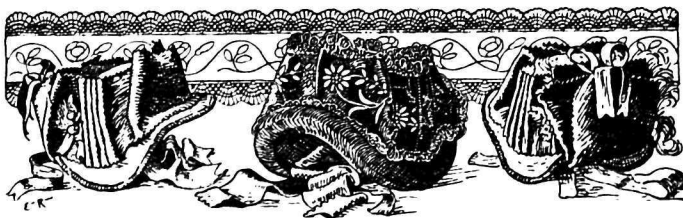
Den Bedürfnissen entsprechend wurde immer Wies- und Ackerland die grösste Sorgfalt zugewendet, früher entschieden mehr als heute. Eine schwere Anklage gegen das heutige Geschlecht sind die verfallenen Suonen (Wasserleitungen) von der Talsohle bis in die Alpen. Eine derselben, « die Kastlerra », durchzog alle vier Talhuoben und führte noch im 16. Jahrhundert von Ried bis Kastel so viel Wasser, dass eine « Giebeltür » darauf schwimmen konnte. Die Aeckerlein an den sonnigen, steilen Halden, die nicht bewässert werden, reichten früher viel höher, bis zum Turand und auf die Hutfluh (1800 m). Auf den Aeckern wurden gepflanzt: Winter- und Sommerroggen, Gerste und Weizen, Hafer und Flachs, Bohnen und Erbsen. Einige von diesen Früchten, wie Weizen, Hafer und Flachs werden die jungen Lötscher in ihrem Tale wenig mehr sehen. Auch Roggen und Gerste werden immer seltener auf Kosten der Kartoffel. Die Folge ist, dass heute die Stadel verschwinden, ja sogar ganze Stadeldörfer. Es gibt verschiedene Orte im Tal, die ihren Namen von Stadel herleiten, aber heute keinen Stadel mehr haben. In Ballistadel, bei den Kühmattstädeln und auf der Städelfluh sind heute keine Stadel mehr zu sehen. Werden auch einmal die Stadeldörfer von Ferden und Wiler verschwinden? Es wäre dieser Wandel in der Bodenkultur nicht zu begrüßen.

Es ist wahr, dass der Anbau von Getreide sich beim

heutigen Weltmarkt immer unrentabler gestaltet. Andererseits macht die einseitige Milchwirtschaft den Bauer viel abhängiger. Zudem ist für diesen nicht viel gewonnen, weil die unbewässerten Aeckerlein unfruchtbare « Aegerten » werden. Uebrigens verliert eine Gegend mit den Kornäckern viel von ihrem landschaftlichen Reize. Im Herbst, wenn die Berg- und Talwiesen gelben, und die Lärchennadeln fallen, erfreut sich das Auge noch am satten Grün der Wintersaaten. Im Sommer, wenn sich die Wiesen zum zweiten Mal grün kleiden, reifen dazwischen die goldenen Roggen- und Gerstenfelder. Nicht ein einheitliches Grün ist das Zeichen vom kräftigsten Leben.

Die sonnengebräunten Dörfer selbst würden durch den Verlust der Getreidespeicher von ihrer Eigenart einbüßen. Noch sind alle Dörfer umsäumt von hochbeinigen Stadeln, auf deren Lauben Laub und Kraut zum Dörren ausgebreitet sind, und an denen Latten mit Bohnen und Erbsen hängen. Wenn sich diese alle altersschwach zur Seite neigten und zusammenstürzten, wären sie das Zeichen einer sterbenden Kultur, worüber neue Hotelpaläste nicht wegzutäuschen vermöchten.





TRACHT UND KLEIDUNG

Für die Eröffnung der Landesausstellung in Zürich (1898) hat Lehrer Stephan Rieder in Wiler die Lötschentaler Trachten geliefert, von denen die ältesten aus Blatten stammten. Einige Jahrzehnte früher hat seine Familie am Platz in Blatten ein Haus verkauft, das deren Vorfahren schon seit Jahrhunderten besessen hatten (Ofen von 1545). Aus der Stube nahm der Verkäufer einen Kasten mit vollständigen, alten Frauen- und Männertrachten, die seit Menschenaltern in dem unbewohnten Hause niemand beachtet hatte. Aus diesem Funde wurde vom Landesmuseum das Bild der Lötschentaler Brautleute im 17. Jahrhundert zusammengestellt.

Die Tracht würde aus einer Blütezeit der Talschaft stammen, aus der Zeit, wo der Zendenfender (Bannerherr) Melchior Werlen in Ferden laut Ueberlieferung das reichste Zendenkind, Anna Miller, als Braut heimführte. Die Kleider sind entsprechend kostbar. Fast alle Trachtenstücke sind aus einheimischem, weissem oder rostbraunem Wollstoff, sogenanntem Landtuch, und selbstverfertigter Leinwand. Der Rock der Braut

hiess « Gruppenschurz », das steife, panzerförmig gewölbte Mieder aus Reifholz, mit roher Leinwand gefüttert, mit Seide überzogen und einem Seidenbande überkreuzt, « der Vorblätz », das Netz über der Tresse « Das Bischli », und die kleine Krone « das Chränzli ». Das Hemd mit den gekräuselten und gestickten Ärmeln nannte man « Manschettlihemd », den langen Frack des Bräutigams wenigstens später « Anglaise », und die gestickte Weste « das Brusttuch ».

Es war dies die Tracht für Jungfrauen und Jünglinge an hohen Festtagen. Am Hochzeitstage selbst trug der Bräutigam den bunten Soldatenrock, die Braut zum letzten Mal Chränzli und Bischli. An den Werktagen war die Tracht wohl ähnlich, aber weniger kostbar. Die Frauen trugen einen schwarzen Filzhut mit breitem Rande, wie heute noch im Mittelwallis (Evolène). Verheiratete Frauen hatten eine « Ohrenmütze », ein Stirnband mit scharlachroten Einlagen über den Ohren, das im Nacken geknüpft wurde, und am Sonntag eine weisse Haube. Im 18. Jahrhundert gebrauchten die Lötscher für ihr Festtagskleid feineren Berner Trillich an Stelle des einheimischen, gröberen Landtuchs (Zwillich) und sogar gefärbtes Guttuch. Im letzten Jahrhundert fingen die Männer an, lange Hosen zu tragen, kurze Röcke und biegsame Filzhüte, und die Frauen den turmähnlichen Walliserhut. Heute werden alle Frauenhüte und die Werktagshüte der Männer im Tale selbst geflochten aus dem weissen Stroh des Sommerroggens.

Die Tracht ist stark bedingt durch die Stoffe, welche das Tal selbst liefert, und die im Tale verarbeitet

werden. Früher haben die Lötsherinnen auf den steilen Aeckerlein bis nach Kühmatt Flachs gepflanzt, im Herbst gestreift, in den « Rossen » gerezt, auf der « Bleiwa » gebrochen, vor dem Hause gehächelt und geschwungen (Schwingplatz in Ferden), im langen Winter gesponnen, und im Frühling gewoben und gebleicht. Hemd und Schürze aus ungebleichter Leinwand war bei den Frauen das Zeichen der Trauer. Das « ristine Tuch » deckte die Bedürfnisse an weisser Wäsche, bis die billige Baumwolle dasselbe verdrängte. Eine Lötstalerin gab früher dem verschmähten Liebhaber nie einen « Korb », dafür « äs rischtis Hemd ». Heute fangen die Frauen wieder an Flachs zu pflanzen, und zu bereiten. Einige kaufen noch gelbe Italiener Risten und verspinnen sie für gröbere Tücher, wie für Hirtenhemden.

Besser steht es mit der Wolle und deren Bearbeitung und Verwertung im Haushalt. Die Berge des Lötchentales sind reich an hochgelegenen Schafalpen, wo diese Tiere zu Tausenden gesömmert werden. « Schafscheid » und « Schafschur » im Herbst nach St. Moritzen erinnern an « biblische Feste »¹. Von der Wolle werden Almosen gegeben (Beinhauswolle), wird ein Teil verkauft, aber der Hauptteil im Hause selbst verarbeitet : an den Wintertagen von Greisen und Kindern gezeisnet und gekartet, von Frauen und Töchtern gesponnen, und im Frühling gewoben, geschwärzt und gewalkt. Die Spinnerinnen versammeln sich heute noch

¹ Beim grossen Schafscheid in Fasleralp erkennen die Eigentümer ihre Tiere unter tausenden am Ohrzeichen oder am « Brand » auf den Hörnern.

in der Fastnachtszeit im « grossen Dorf » und öfters zu Abendsitzen. Zur Verarbeitung dienen heute noch die alten, hölzernen Geräte: Girben (Spinnrad) und Kunkel, Zettin und Webstuhl, zum Teil schön geschnitzt, wie Kunkel und Kunkelrosse. Wer einer Tochter beim Abspinnen die Kunkel hält, darf am « alten Fastnacht » (1. Fastensonntag) von ihr ein Pfannbrod » (Lötscher Kuchen) erwarten.

Fein und zart zu spinnen ist eine Kunst. Zum beherzten Guggischuhmacher sagte der beleidigte Geist:

*Wenn du chuischt zi Chluistein,
Will dich lern spinn rein.*

Früher haben die Lötscherinnen weniger rein gesponnen und gröberes Tuch gewoben, das graue, vierträtige Landtuch (Zwillich). Wer reicher war, kaufte glatten Berner Trillich, bis dieser im Tale selbst gefertigt wurde. Erst seit einem halben Jahrhundert wird dieser schwarz gefärbt mit « Kupferwasser » (Oxyd) und dem Saft der Erlenrinde. Dann wird er gewalkt, aufgehängt, gewunden und sauber in den Kasten gelegt. Abgelegener Trillich wird vorgezogen.

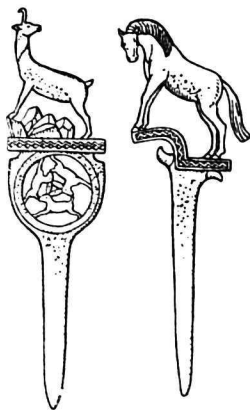
Für die Weberinnen gelten noch alte Masse und Gesetze. Die längere, bessere Wolle, « d's Warf » wird zu Zettel gesponnen (Chluichlini), die kürzere und schlechtere, « d's Wäfel » für Intrag (Spulen). Beim Zetten hängt die Weberin 10 Chluichlini im Zettrog an. Zwanzig Fäden geben « äs Criz », fünf Kreuze ein « Gebund ». Neun bis zehn Gebund werden gewöhnlich gezettet für ein 75-78 cm breites Tuch. Für die Länge des Tuches verlangt « die Wand » vier Chluichlini.



LÖTSCHENTALER SPINNERIN

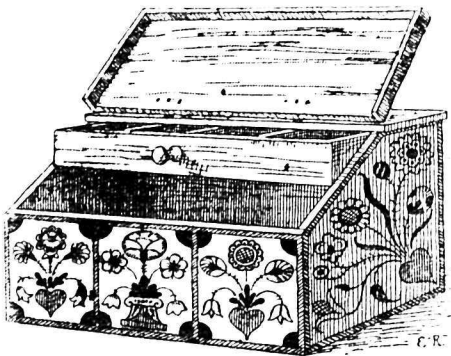
Zettel und zwei bis drei Stränge Eintrag. Ein schönes Tuch für die jährlichen Bedürfnisse eines gewöhnlichen Haushalts hat zehn Wände von je drei Stäben (1,20 m). Aus diesem Stoffe macht in jedem bessern Hause die Mutter oder eine Tochter die Kleider für die ganze Familie.

Ein Teil der Wolle wird verarbeitet zu Garn für Strümpfe, Lismer und Bettdecken. Die Deckenweberei in Löttschen ist sogar in hohen Ehren. Löttschentaler Wolldecken sind beständig auf Ausstellungen. In neuester Zeit bedient sich die Deckenweberin auch der Sticknadel, was ihre Arbeit verfeinert. Ueberhaupt hat im Löttschental durch Anregung von aussen der Kunstsinn der Frauen bedeutend zugenommen, während die Männer die Kunstfertigkeit ihrer Väter bei weitem nicht erreichen. Kunstvoll und kostbar ist auch heute die Kleidung der Frauen an hohen Festtagen, reizend die Tracht der Sennerinnen, aus welcher leider die weissen Schürzen und Hemden mit der selbstgemachten Leinwand allmählich verschwinden ¹.



¹ Reich verwertet wird heute die Stickerei: mit rotem Faden auf den weissen Baumwollärmeln, mit Perlenschnur an den Rändern der Jacken, mit buntem Garn an den Unterröcken, mit Gold- und Silberfaden an den seidenen Hutbändern. Reich gestickt und mit Spitzen versehen sind Kinderhauben, Tauf- und Versehtücher und andere Tücher und Decken für Haus und Kirche.

Nach dem einstimmigen Urteil der Fremden findet man kaum in irgend einem Tale eine solche Einheit von Stoff und Schnitt in der Tracht, wie an einem Sonntag in den Kirchen von Lötschen. Es ist dies nur zu begrüßen, weil zum Vorteil des Volkswohls und der guten Sitten. Sittsam und kleidsam ist auch das Kleid der Frauen u. wirkt keineswegs düster durch die vorstehend schwarze Farbe, sondern lässt die gesunden Gesichter nur rosiger erscheinen.



Aus selbstgemachtem Trillich ist die Kleidung der Männer, Frauen und Kinder, und zwar bei letzteren genau nach dem Muster der Erwachsenen. « Trillich ist das beste Tuch, es hält am längsten », meint die Mutter. Es ist wahr, dass der Lötscher dazu am meisten Sorge trägt, was Mutter und Schwester in langen Winternächten gesponnen haben. Nicht wahr ist, dass der Trillich nicht zerreiße, wohl aber, dass neue Blätze alte Hosen neu machen, wenn sie auch siebenmal erneuert werden. Vieler Hosenblätze braucht sich keiner zu schämen, sie sind gewöhnlich ein Zeichen, dass er auch viele Blätze Gut darf sein Eigen nennen.



DIE ALPEN

« Die Alpen » heissen im Munde der Lötcher die obersten Weiden mit den Sommerdörfern, grösstentheils ob der Waldregion gelegen. Hirten und Herden zieht es in der heissen Jahreszeit in den kühlenden Hauch der ewigen Gletscher. Die Wonne des Alpenlebens ist verewigt auf einer Hütte der Werizalp in dem reizenden Vers :

*Wenns ein Eden gibt auf Erden,
Kanns die Alpenhütte werden.*

Ebenerhütte.

Auf der Sonnenseite des Tales liegen die meisten Alpen mit je 100-200 Bergrechten. 1305 wird die Hokenalpe zweimal urkundlich erwähnt, und die älteste Hütte daselbst trägt die Jahreszahl 1581. Ganz früher gab es keine Alphütten, sondern nur Lagerplätze mit Schärmen. Die Telli-, Fafler- und Gugginalpe sömmern neben den Rindern einige Tausend Schafe und haben Anlagen von « Ferrichen », offenen Pferchen. Bei den

Ferrichen neben dem Hotel Fafleralp wird alljährlich am 24. Herbstmonat der grosse Schafscheid des Löt-schentials gehalten.

Oefters werden die hochgelegenen Alpen heimge-sucht von Naturereignissen, von Gletschervorstössen und Wildbächen, von Fels- und Gletscherstürzen, und vor allem von Lawinen. Teile von der Gletscher- und der Gugginalpe sind zeitweise von Gletschern einge-schlossen. Auf der obersten Hütte am Gletscherstaffel ist zu lesen: «War gebauen und gemacht 1771. Da hat die Lawinen am 6. Merzen im andern Jahr mich ge-brochen und zu nichte gemacht». Die neue Jahreszahl 1777 tragen auch mehrere andere Hütten. Wohl aus dem gleichen Grunde sind die meisten Hütten von Werizalp heute hundert Jahre alt, die von Resti 200 Jahre.

Viele Sprüche auf Alphütten erinnern an die Gefahren der Berge und stellen Hütte, Hirt und Herde vertrauensvoll unter den Schutz des Allerhöchsten.

*Drum bit vör sie wegen ihr Mih,
Du hast es ewig zu geniessen.*

Restialp 1702.

*Uns die ewig Ruow, andren darzuo,
Nachdem eich auch dergleichen.
Was hier gemacht, ganz wohl betracht,
Zu Gottes Ehr sol zilen.
Drum Lumperey und Buoberey
Hier gänzlich nit sol spilen.
Vor mein Arbeit sagt alle Zeit:
Gott wolle verlehen.*

Restialp 1702.



RÜCKKEHR VON DER ALP

*Solt du wohnen in disem Hus,
Als ob du miessesst morgen drus.
Luog das dir sig ein Hus bereit,
Das dir bestandt in Ewigkeit.*

Restialp 1704.

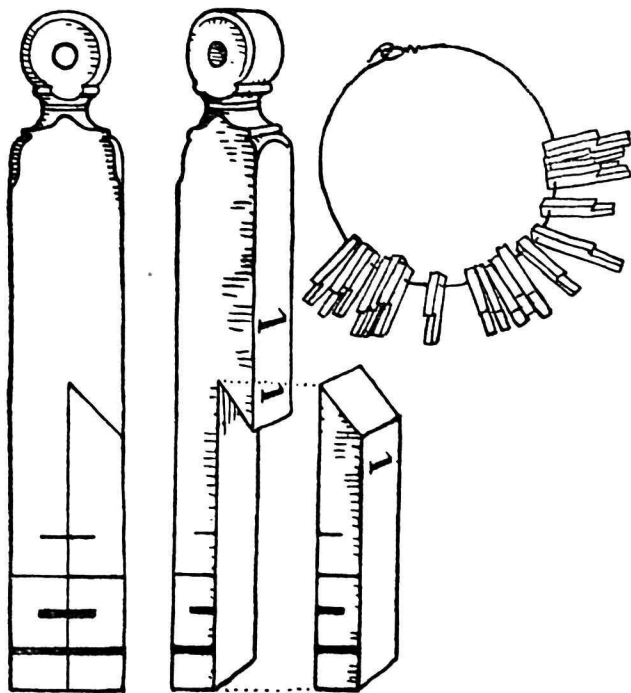
*Gottes Segen, Friede, reine Sitte
Weiche nie aus dieser Hütte.*

Faldumalp 1921.

Eigenartig und poesievoll wie die Sprüche sind die Sitten und Gebräuche in den Lötschtaleralpen. Die Alpen sind Genossenschaften mit vielen Geteilen, gewöhnlich aus der gleichen Gemeinde. Gemeinsam wird im Frühjahr das Alpenwerk gemacht: Räumen und Düngen der Weiden, Verbesserungen an Brunnen und Tränken, Wegen und Gehegen. Am Abend bietet der Alpenvogt allen Arbeitern einen Schmaus von geschlagenem Rahm mit eingebrocktem Weissbrot, welcher aus grossen Holzschüsseln gruppenweise gelöffelt wird.

Kurz vor der Alpfahrt ist die Alpenrechnung auf dem Dorfplatz. Der Alpenvogt bringt das Alpscheit oder einen Bund Haupttesseln — das Grundbuch. Jeder Besitzer legt seine Einlegetessel in den leeren Raum des Alpscheits, oder die Haupttessel, der nur für diese stimmt, und weist sich dadurch aus als Eigentümer. Die Alpenrechte sind auf dem Alpscheit und der Einlegetässla eingekerbt und werden gezählt nach Kühen, Füssen ($\frac{1}{4}$ Kuh) und Schafen ($\frac{1}{10}$ Kuh). Jedem « Kessiner » (Alphesetzer) wird sein Besatz auf eine eigene Krauttessla aufgezeichnet, die er bei der nächsten Alpfahrt vorweisen muss. Kessiner kann nur derjenige

Eigentümer werden, der das « Alpenpfund » (Eintrittsrecht) geerbt oder gekauft hat.



Die Alpfahrt — am Ende Juni oder Anfang Juli — ist ein Festtag für alle, vom Greise bis zum Kind. Die Freude ist angedeutet in der Tierfabel vom « Hospol

und der Renkla ». Der Hospol (Frosch) und die Renkla (Rotkehlchen) wetteten einmal, welches von beiden eher z'Alp sein werde. Die Renkla erwachte am nächsten Morgen zeitig auf dem First, schüttelte das Gefieder und flog in einem Zug nach der Alp. Sie setzte sich auf das Dach und sang : « Ich bin z'Alp. Ich bin z'Alp ». Noch fröhlicher sang der Hospol in der Hütte : « Ich chesu schon. Ich chesu schon ». Er hatte die ganze Nacht gehoppert und so die Wette gewonnen.

¹ Die Mutter oder Grossmutter, ausnahmsweise auch der Grossvater, bleibt mit den Kindern den ganzen Sommer auf der Alp.

« Immer haben wir's nicht so gut gehabt », sagen sie zu einander. Als ledige Töchter haben sie auch jeden Tag zweimal den Alpweg machen müssen : in der ersten Morgensonne vom Berg ins Tal, und nach schwerer Arbeit vom Tal zur Alm im kühlen Abend Schatten. Gestärkt hat sie dabei das Rosenkranzgebet allein oder in Gruppen auf einsamem Alpweg oder in der Kapelle am Wege. Im Angesicht der lieben Alphütte haben sie wieder gesungen und gejodelt, wie das Rotkehlchen am Tag der Alpfahrt. Hätten sie wenigstens in der Nacht ruhen dürfen. Aber nicht selten sind « Spracher » gekommen, haben an die Fensterwand ge-

¹ Bei der Alpfahrt zieht die ganze Familie aus. Der Kampf um die Meisterschaft unter den Kühen kommt nur einmal im Jahre. Die grosse, rotecke Löttschentaler Rasse ist zwar friedlich im Vergleich zur kleinen schwarzen Walliser Rasse, aber die « Blume » muss doch ausgerungen werden. Einige Tage nach der Alpbesezung ist der « Alpsegen » durch den Ortspfarrer, dem eine Gabe an Butter verabreicht wird. Dafür teilt er Bücher und Bilder aus.

klopft wie der Alte Lötcher und mit verkehrter Stimme die lieblichsten Lieder gesungen und im gleichen Zuge die bissigsten Verse vorgetragen.

Viele Sagen wissen zu erzählen von geheimen Abendsitzen in den Alpenhütten mit Zittelabenden und Tänzen. Der Spielmann muss als Pfeiferlein nachts um die Hütten pfeifen oder an « Spielmanns Brunn » die Geige streichen. Die Sennerinnen müssen mit blossen Füßen auf dem körnigen Gletschereise tanzen. Einmal ist in einer Tanzstube eine arme Seele erschienen und hat gejammert :

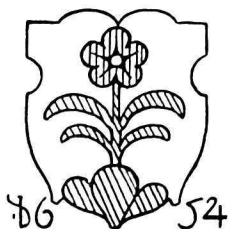
« O wie kalt, o wie kalt,
Und ich muss heute noch in den höchsten Grat ».

Die arme Seele war im Gletscher zu Pein geschlagen. Auch Lebende wagen es, Abendsitze zu stören. Nach sechzig Jahren erzählt man noch vom « Tellistrubel ». Solche Abendsitze bringt meistens der Herbst, wenn die Mütter mit den Kindern zu Tale sind, und die jungen Sennerinnen noch auf der Alp bleiben.

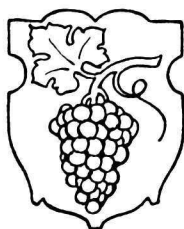
Die Töchter hüten im Herbst selbst in den « Ritzen », den entlegensten Grasplätzen, wo die Tiere im Freien auf dem « Läger » übernachten. Bei anbrechender Nacht kehren die Hirtinnen in einer Lichterprozession zurück an den Staffel, wo beim Kreuz noch ein Lied gesungen wird. Noch erzählt man von einer lustigen Sennerin der Gletscheralp, die wie ein Engel sang, so dass niemand daran dachte, den schweren Milchkübel abzustellen, bis ihr letzter Jodler verklungen war. In der Kapelle am Gletscherstaffel singen die ledigen Töchter an jedem Vorabend von einem Sonn- oder Feiertag Marienlieder bis tief in die Nacht hinein.

Von diesen Gebräuchen hat sich, wie die malerische Tracht der Sennerinnen, manches verändert, aber die Hauptsache bleibt bestehen : Die reine Poesie des Alpenlebens.

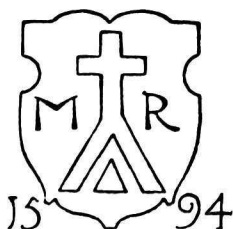
RITTLER



ROTH



RUBIN



GESELLSCHAFTEN

Noch um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts mag es in Löttschen gegen dreissig Einzelsiedelungen gegeben haben, von denen viele selbständige Gemeinwesen waren. Die kleinen Gemeinwesen (Burgerschaften) wurden nach alemannischer Stammesgewohnheit zur bessern Ausnützung des Bodens geschaffen. Nach Sippen liessen sich die Alemannen nieder, wo sie einen fruchtbaren, lauwisichern Ort mit Sonnenschein und Trinkwasser fanden. Wies- und Ackerland, Wald und Weide in Berg und Tal waren ursprünglich in der Sippe Gemeingut und wurden gemeinsam bearbeitet und benutzt. Zuerst wurden die Zelgen (Wilerzälg), der Ackerboden um das Dorf, später auch Wiesen und Weiden aufgeteilt unter die abgezweigten Familien. Die Wälder gehören heute noch fast ausschliesslich den Burgerschaften. Von den Alpen ist nur mehr ein kleiner Teil Gemeingut, wie die kleine Nestalp und die Hälfte der Telli alp in Wiler und das Gebiet zwischen Nestbach und Birchbach in Ried. Auch die Weiden auf den Schuttkegeln der Seitenbäche und an den steilen Halden sind heute fast überall Privateigentum, ausgenommen in Ried, wo sie Gemeingut geblieben sind. Jeden Frühling werden sie verlost unter die Gemeiner, die auf diese Weiden angewiesen sind.

An der Nutzung der Bürgergüter können von rechtswegen nur die alteingesessenen oder eingekauften Bürger teilnehmen. Es wird aber keinem Löttscher die Nutzniessung in einer Burgerschaft des Tales verweigert, in der er Wohnsitz nimmt als « Hin-

tersässer », gegen eine bescheidene Entschädigung, das « Hintersässgeld ». Die Grenzen zwischen Burgerschaften, Geteilschaften und Alpen sind überall geregelt durch Marchschriften und durch fundamentale Grenzsteine mit eingehauenen Kreuzen und Jahreszahlen.

Die Burgerschaften haben heute noch ihre uralten, ungeschriebenen Gebräuche. Jeder Bürger, der eigenen Haushalt führt, hat sein « Los », ein rundes Holzklötzchen mit eingekerbtem Hauszeichen, in Lötschen « Holzzeichen » geheissen. Die Lose werden im Bürgerhause in einer geschnitzten Holzschachtel aufbewahrt. Sind Gemeindewerke zu machen, so werden die Bürgerlose vom Gewaltshaber im Hut geschüttelt. Der Reihe nach, wie die Lose herauskommen, müssen die Bürger die Arbeit antreten. Fast den ganzen Sommer hindurch findet man die Ergebnisse solcher Arbeitsverteilung an den Gemeindehäusern in Lötschen angeschlagen. Uneingeweihte werden nicht klug aus den Hieroglyphen.

Neben der Verteilung der öffentlichen Arbeiten und des öffentlichen Nutzens dienen die Holzzeichen auch zur Unterscheidung von Mein und Dein an Vieh (Schafen), Gerätschaften und hölzernen Grundtiteln (Alptesseln). Das Zeichen wird an den betreffenden Gegenständen eingebrannt mit einem glühenden Eisenstempel (Brand), oder eingeschnitten und eingemeisselt. Mit der Teilung der Familien müssen auch die Holzzeichen vermehrt und verändert werden. Aus den Holzzeichen sind die meisten und ältesten Familienwappen entstanden und haben sich mit diesen verändert.

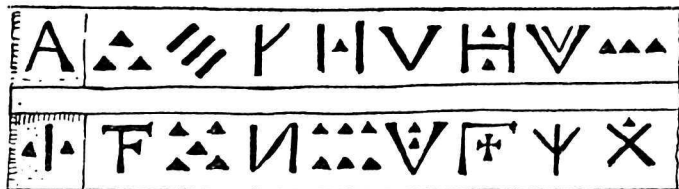
Die ältesten Familienzeichen begegnen uns an Giltsteinöfen. Zuerst ist es das nackte Zeichen (Rubinhaus in Ried 1530), später wurde es eingefasst mit einem Wappenschild (Rubinhaus in Ferden 1594). Von dieser Zeit an finden wir selten mehr einen Ofen ohne Wappenschild mit Namen (Initialen) von Hausherrn und Hausfrau. Die Wappen sind auch hingemalt an die Hausfront, eingeschnitten auf Tragbinden, eingelegt an Türen und Schränken, eingekerbt auf Pulverhörner und Horngriffe, eingraviert auf Kelchen und Bechern,

RUBIN



aufgesteckt auf Kirchenparamenten. Die Wappenschilder haben reiche Formen und sind nicht selten gebildet aus lauter Rankwerk (Murmänn- und Feizanhaus in Kippel).

Im Pfarrhaus von Kippel befindet sich die « Wappentafel der Talschaft Lötschen », angelegt vom Kirchenmaler Wilhelm Ritz, einem Bruder des Kunstmalers Raphael Ritz (1884). Der Auftraggeber J. B. Bellwald, damals Prior in Kippel, hatte selbst die Wappen im ganzen Tale gesammelt.



Aeusserer Umstände haben mitgeholfen zur Wappenpflege im Lötschental. Die Familie Meyer führt die Bourbonenlilie im Wappen seit Hauptmann Christian Meyer, Träger des französischen Ludwigsordens (1700). Die Familie Rubin vertauschte ihr Kreuz im Wappenschild mit dem gekrönten goldenen Löwen seit ihrer Allianz mit der edlen Familie de Preux (1800).

Schwer wird es den freien Bürgern, die alten Gebräuche aufzugeben, und sich den vielen Forderungen des modernen Staates anzupassen. Bis in die letzten Jahrzehnte bezogen die Talgemeinden keine Steuern. Die jährlichen Baarauslagen wurden bestritten aus den Zinsen der Bürgerkapitalien und aus Holzverkäufen. Der Unterhalt von Wegen und Stegen geschah durch Gemeindewerke. Noch immer wird bei einigen Gemeindewerken der « Mannstand » aufgeboten, d. h. die Gesamtheit der arbeitsfähigen Männer, so dass Witwen und Waisen unbelastet bleiben.

Verwandt mit dem Gemeindewerk ist « das Holztragen ». Hat jemand auf den hochgelegenen Alpen eine Hütte zu bauen, so übernimmt gewöhnlich die Gemeinde den schweren Holztrans-

port. Gross und klein beteiligt sich an der Arbeit, so dass diese um Mittag gewöhnlich vollendet ist. Der Nachmittag sieht dann auf der hohen Alm in der grünen Alpwise ein fröhliches Volksfest, zu dem der Bauherr als Entgelt den Wein spendet. Volksreden und Volksgesänge, Ernst und Scherz wechseln bei der Unterhaltung. Jeder ist reichlich entschädigt durch das freudige Fest und das Bewusstsein, dem Nächsten einen Dienst erwiesen zu haben.

Aehnliche Feste bietet die Gemeinde auch sonst ihren Bürgern nach alter Gewohnheit für die Arbeiten am Gemeinwesen: die Gemeindefeste. Solche werden veranstaltet bei schweren Arbeiten, an einigen Festen¹ und bei der Aufnahme eines neuen Bürgers². In Lötschen ist der wichtigste Bürgertrunk am Montag nach Pfingsten, wenn die Bürgerrechnungen abgelegt werden. Jeder Gewaltshaber hält darauf, dass man seinem Wein Ehre antue. Früher brachten alle zum Gemeindefest ihre eigenen Becher mit, viele einen gravierten Silberbecher, andere gedrehte Holzkelche. In Wiler hatte vor dem Dorfbrand der Gewaltshaber « das Mägättli », einen dünnen Silberbecher, der kreiste, bis er wieder stand, wenn man ihn niedergelegt hatte, und auf dem der Spruch zu lesen war:

*Trink mich aus und leg mich nieder,
Steh ich auf, so füll mich wieder.*

Jede Gemeindestube ist eine kleine Ruhmeshalle. Berühmte Bürger aus Kriegs- und Friedenszeiten, vom frühern Reislaufen bis zur letzten Grenzbesetzung werden hier verewigt.

An die Bestimmung des Gemeindehauses erinnern die Inschriften; in Wiler liest man auch solche in lateinischer und griechischer Sprache.

¹ Einen Trunk aus dem Bürgerkeller spendet die Gemeinde Soldaten, Musikanten und geistlichen und weltlichen Vorstehern am Fronleichnamsfeste, Kirchweihfeste und am Segensonntag. Nach jeder Rede bei einem solchen Trunk war früher üblich das « Gesundheitschiessen », das aufgegeben wurde infolge eines Unfalls in Wiler.

² Am Trunke bei einer Bürgerannahme und einer Fenderbesetzung nahmen auch die Frauen teil.

*Gemeinde Lieb und Aufrichtigkeit
Haben mich alhier aus gearbeitet,
Fart fordt, liebt Got in Einigkeit,
So bauwt ihr ein Haus der Ewigkeit.*

Gemeindehaus in Ferden 1707.

*Wer buwt ein Haus,
Mus bald daraus,
Old dan er buw
Ein ewigs Hus.
Lug, das dir berits
Ein Haus in Ewigkeit.
Ein Haus der Einigkeit
Bewohnt die H. Dreifaltigkeit.*

Gemeindehaus in Kippel 1698.

Mägätlein und Silberbecher sind heute vom Gemeindefest verschwunden. Den feurigen Walliser Wein, der aus den alten Zinnkannen eingeschenkt wird, hat kein Gesetz verbannen können. Die Burgerschaften sind nämlich mehr die Lieblinge des armen Mannes, als der Bürokraten. Wegen der uralten Rechtsgewohnheiten betrachtet man sie als Staat im Staate. Sie sind aber Wohlfahrtsstaaten im besten Sinne des Wortes. Die Burgerschaften teilen nur aus, während Staat und Munizipalgemeinden scheinbar nur verschlingen. Ein Hausvater, dem noch kein Erbteil zugefallen ist, kann eine bescheidene Heerde auf dem Gemeingut unentgeltlich weiden; einer armen Witwe wird das Losholz für ein Vergeltts Gott bis zum Haus gezogen. Eine gewisse Freizügigkeit zwischen den Burgerschaften, wie sie in Lötschen und Saas besteht, ist wohl zu begrüßen; hart wäre es aber, sie mit einem Schlage zu vernichten; noch härter, die kleinen ohne Rechtstitel von den grossen aufreiben zu lassen. Ein alemannisches Kulturdenkmal von ausgeprägtem Gemeinsinn würde dadurch spurlos verschwinden.

Ehrwürdige Denkmäler von christlichem Gemeinsinn sind die alten Spenden — Verteilungen von Almosen unter die Armen, — wie sie im Lötschental noch heute bestehen. Die älteste und berühmteste Spend ist die von Ferden.

Ueber den Ursprung der Spend von Ferden berichtet die Sage: « Früher sind auf den Alpen Faldum, Resti und Kummen die Kühe oft auf unerklärliche Weise verschwunden. Nach drei Tagen kamen sie heim, ganz ermüdet, Weizenähren zwischen den Klauen tragend und blutrote Milch gebend. Einmal hat ein unschuldiges Kind gesehen, wie die Kühe der Faldumalpe rechts vom Rothorn in langer Zeile verschwanden, von einem schwarzen Hund getrieben, während die Hirten nur hörten:

*Bruini Chuā, schwarzi Chuā,
Gang dem Mutzlihorn zuā.*

Um den Schaden abzuwenden, haben die drei Alpen: Faldum, Resti und Kummen die Spend gestiftet, die « Spendalpen ».

Tatsächlich haben die Geteilen der drei Spendalpen noch heute die Milch von zwei Tagen bis auf den letzten Tropfen für eine Spend an die Armen abzugeben. Eine neuere Abschrift der alten, heute verlorenen Spendurkunde beginnt mit den Worten: « Die Alpgeteilen von Faldum, Resti und Kummen, von grosser Not gezwungen wegen vielfachen Unfällen und Unbeliebigkeiten, die unter dem Viehstande so oft eintreffen, gelobten, um diesen Uebeln abzuhelfen, zweier Tagen Molchen an die Armen oder Talbewohner auszuspenden. Ihr frommer, kindlicher Sinn trieb sie an, Gott und der allerseligsten Jungfrau Maria dieses Opfer darzubringen, um Glück und Gedeihen von Gott zu erleben, und zum Heile ihrer Abgestorbenen. »

Es handelt sich wohl um die Uebersetzung einer lateinischen Urkunde. Nach der Ueberlieferung sind drei Hanselmänner Spendstifter gewesen. Tatsächlich werden als erste Gründer im Stiftbrief bezeichnet: Anselmann (soll wohl Anselmus sein) von Kastel, Johannes Liebsten und Johannes Miller von Ferden. Ein Johannes Liebsten lebte um 1380 in Ferden, später ist diese Familie nicht mehr nachweisbar.

Die Spend wird heute noch entrichtet mit denselben Feierlichkeiten, wie vor Jahrhunderten. In den genannten Spendalpen besteht die gestrenge Vorschrift, das « ganze Kraut », die besten, eigens eingehegten Weideplätze zu sparen für den 23. und 24. Heumonat. Wer sein Vieh früher in das ganze Kraut lässt, muss

dem Alpenvogt eine Busse bezahlen. Vom 23. abends bis 25. morgens wird nun die Milch buchstäblich bis auf den letzten Tropfen an die Spend abgegeben. Die « Spendfrauen », Mutter oder Schwester der jungen « Spendherren », bereiten aus der Milch Fettkäse, der nach acht Tagen nach Ferden kommt in den Gemeindeg Keller und dort zu einem Brei gestampft wird. Am Stampfen müssen sich alle Gemeindegbürger beteiligen oder nach uraltem Brauch eine Strafe von zwanzig Rappen bezahlen.

Nach einem Monat wird der Käse nochmals gestampft. Die Spendherren haben vorher eine glatte Tanne gefällt und die Rinde zu fassähnlichen Stöcken abgeschält. In diese Formen, Rümpfe genannt, wird nun der Brei eingesalzen und eingeknetet. Die Rümpfe werden mit Baststreifen zusammengenäht, und die Nähte mit Kletten besetzt, dass die Mäuse nicht darüber kommen. Eine Hauptsorge der Spendherren ist es nun, in den folgenden Monaten die Rümpfe fleissig mit Bastnadeln anzuzapfen, damit alle Feuchtigkeit abfließe.

Der Ostermontag ist der grosse Spendtag. Wie es sich gebührt, wird der Tag eingeleitet mit einem Totenamt für die verstorbenen Wohltäter der Spend. Nach dem Gottesdienste wählen die Bürger von Ferden im Gemeindeg Hause die neuen Spendherren. Jeder kommt dem Alter nach an die Reihe, gewöhnlich bald nachdem er volljährig geworden.

Die Spendherren haben die Rümpfe geöffnet, zagend und ungewiss, wie der « Spendzieger » geraten. Die schönen, runden Stöcke werden mit Schnüren zerschnitten, zuerst in handdicke Laibe, dann in rechtseitige Würfel. In Reihen von je hundert Stücken werden die Ziegerstöcklein in der untern Gemeindegstube aufgelegt, und auf den Tischen Körbe mit Brod, schwere Zinnkannen mit Wein und Holzbecher aufgestellt. Die Hauptverantwortung liegt auf dem Spensator, der sechs Jahre amtet, und dem an diesem Tage alle die Bedienten in weissen Schürzen, und sogar die Spendherren gehorchen.

Gegen Mittag kommen Leute aus allen Dörfern der Pfarrei, die Spend zu holen. Von der Kanzel aus war am Ostersonntag dazu die Einladung ergangen. Nur an Anwesende darf die Spend gegeben werden. Man bringt darum sogar Kinder auf den Armen ins Gemeindeg Haus. Jeder Erwachsene bekommt nebst Zieger und Brod noch einen Becher Wein und dankt mit dem schönen

Spruch : « Vergält äs Gott d's tuisig Malen. Gäbnän Gott d'ewigu Ruäw, und bhiiätä Gott Lit und Veh »¹. Früher bekamen auch Kinder einen Becher Wein, und Frauen sogar nach Belieben.

Unterdessen werden in der oberen Gemeindestube die Ortsvorsteher, Ehrengäste und Guttäter, so heissen solche, welche ohne Pflicht ihre Milch an die Spend abliefern, von den Spendherren bedient. Den letzten Rank schenken die neuen Spendherren ein, welche damit ihr Amt antreten, dann werden von allen die hl. fünf Wunden mit ausgestreckten Armen für die verstorbenen Wohltäter abwechselnd gebetet. Zuletzt fragt der Spensator feierlich : « Haben alle ihre Spend bekommen ? » Das Amt des Spensators ist nicht gering, hat er doch für die Speisung vieler Hunderte zu sorgen.

Erst nachdem alle Auswärtigen die Spend erhalten haben, dürfen sich auch die Ferdner melden, und zwar zuerst die Frauen, dann die Männer. Letztere müssen sich damit begnügen, was übrig bleibt. Aber der Segen des Almosens ruht offensichtlich auf den Gaben und ihren Gebern. Ferden galt immer als die wohlhabendste Gemeinde im Lötschentale.

Es gibt in Lötschen noch andere Spenden, die alljährlich oder gelegentlich entrichtet werden. Im Jahre 1453, zur Zeit von Prior Schwick, war in der Pfarrkirche von Kippel ein grosses Jahrzeit gestiftet worden, alljährlich von zehn Priestern zu halten. Jeder Jahrzeitbruder hatte ein Opfer zu entrichten, wovon ein Almosen an die Armen und ein Essen an die Wohltäter und Priester gegeben wurden. Dieses Almosen findet jedenfalls seine Fortsetzung in der heutigen Seelenspend. Von jeher wird am Gedächtnistag Allerseelen (2. Wintermonat) von den Talgemeinden eine Spend an Brot und Käse gegeben. Die Gemeinden steuern das Korn, die vermöglicheren Familien Käse. Jeder, ob reicher oder ärmer, nimmt nach dem Gottesdienst auf dem Dorfplatz das Almosen in Empfang und dankt dafür, den armen Seelen die ewige Ruhe wünschend. Nachmittags wird aus den Zinsen des Spendkapitals den geistlichen und weltlichen Behörden der Pfarrei und allen, welche im Dienste der Gemeinschaft stehen, früher auch dem Talschaft-Schmied, ein Trunk geboten.

¹ Vergelts euch Gott tausendfältig. Gebe ihnen (den abgestorbenen Wohltätern) die ewige Ruhe. und behüte euch Gott Leut und Vich.

Bis vor einigen Jahrzehnten die Totenmäher gesetzlich verboten wurden, hat man am Begräbnistag einer erwachsenen Person in Lötschen die ganze Gemeinde ins Bürgerhaus zum « Bigrebd » geladen. Jede Familie steuerte eines Tages Milch bei, die Verwandten lieferten Brot und Käse. Die gesottene Milch wurde aus grossen Holzschüsseln gegessen. Fast in jedem Hause wurde so viel Käsevorrat aufbewahrt, um nötigenfalls allen Familienangehörigen ein « Bigrebed » entrichten zu können. Von einem alten Lötscher wir erzählt er habe bei Lebzeiten für sich und seine Frau die Särge machen lassen und die Spendkäse hinein gelegt. Während des Essens ging der älteste Sohn oder nächste Verwandte des Verstorbenen mit einem andern Verwandten von Tisch zu Tisch, die Gäste begrüssend: « Jär guätu Frind und Nachbuirn, wenn ä äs was vorgleid ischt, su ässät und trichät und achtät nit, dass gering ischt » worauf die Gäste einstimmig antworteten: « Vergält äs Gott, bignad nin (scha) Gott, gäb mu (dra) Gott d'ewigü Ruäw, und trestä nin (scha) Gott im ewigi Läbän »¹.

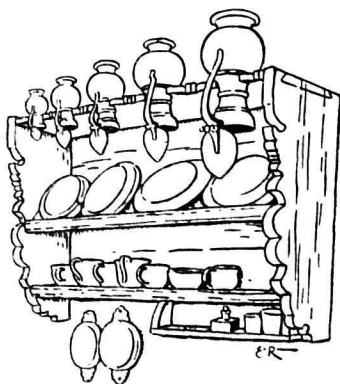
Für jede erwachsene Person wird heute noch eine Spend an Geld entrichtet und am ersten Sonntag nach dem Begräbnis in der Kirche gemeinsam der « Spendrosenkranz » gebetet. Für jeden Verstorbenen wird wenigstens eine gute Kleidung den Leichenwächtern gegeben: das « Gottsgwand ». Daher kommt die Sage, dass die Verstorbenen in der Totenschar in den Kleidern erscheinen, die als Gottsgwand gegeben wurden. Die Sage sagt so schön: Die guten Werke der Lebendigen folgen den Toten nach.

Ohne Verpflichtung war die « Weisse Spend », ein Almosen an Weissbrot und Salz beim Tode einer angesehenen Person. Zum letzten Mal wurde diese Spend entrichtet für den H. H. Erasmus Lehner, der 1861 als Rektor in Blatten gestorben ist. Spenden sind auch die Almosen, welche die Hausmutter an Lebensmitteln an die Armen austellt an Quatembertagen oder an deren Gedächtnistag für die lieben verstorbenen Angehörigen. Früher haben die Frauen an diesen Tagen nach dem Totenamt den Priester

¹ «Ihr guten Freunde und Nachbarn, wird euch etwas vorgelegt, so esset und trinket und achtet nicht, dass es gering ist», worauf die Gäste einstimmig antworteten: « Vergelst euch Gott, begnade ihn (sie) Gott, geb ihm (ihr) Gott die ewige Ruhe, und tröste ihn (sie) Gott im ewigen Leben. »

mit brennenden Kerzen auf den Friedhof begleitet und sogar bei Frost und Schnee an den Gräbern gekniet während der kirchlichen Gebete.

Wohl alle diese Spenden sind gestiftet worden zu einer Zeit, wo die Lötsher ärmer waren als heute, zur Zeit, wo Kriege das Tal verwüstet hatten, und schwere Abgaben es bedrückten, zur Zeit, wo die Lötsher die kleinen Häuser bauten, wie sie heute noch am Rande aller Dörfer stehen. Es erfüllt uns dies mit nicht weniger Ehrfurcht vor unsern Vätern, von deren religiösem Sinn wir heute noch zehren, wie von ihren Spenden.





Wallis (Lötschenthaler-Hochzeitsleute)

Nach HEIERLI, Schweizer Trachten.



FAMILIENFESTE, VOLKSFESTE UND VOLKSPoesie

Die grösste Ehre hat man früher dem jungen Lötschentaler an seinem ersten Lebenstag erwiesen. Der « Gottu » (Pate) hat « aufgezogen », d. h. den Täufling in der bunten Soldatentracht in die Kirche begleitet zum hl. Sakramente der Taufe. Noch heute erscheint die Gotta im Grosstagshut und der Gottu mit einem Blumenstrauss wie zur Hochzeit. Am nächsten Sonntag wird das « Mitschenmahl » gehalten, so genannt nach der « Mitscha » (Gevatterbrot), welche die Paten zum Festessen beisteuern. Ueblich sind noch unter den Paten gegenseitige Geschenke. Oefters kommen dabei Leute zusammen, die einander auch sonst nicht ungerne sehen.

Feierlicher als heute waren früher die Hochzeiten. Die Bekanntschaft wurde abgeschlossen durch die Abforderung. So hiess die feierliche Bitte des Bräutigams an die Eltern der Braut, sie möchten ihre Einwilligung und ihren Segen geben zum Lebensbund. Ein Freund des Bräutigams hat die Bitte in einer Rede vorgetragen, und die Zusage geschah symbolisch durch köstliche Bewirtung. Jetzt erst durften sich die Brautleute beim Pfarrer melden zur Auskündigung auf der Kanzel. Am Vorabend vom Hochzeitstag versammelten sich die Dorfmusikanten vor den Fenstern der Braut und spielten und sangen in wechselnden Weisen :

*Bruit uisa, Bruit uisa,
Us d's Vatersch Huis uisa.*

An den Altar wurde die Braut von einem Ledigen aus ihrer Verwandtschaft geführt, und zurückbegleitet von einem aus der Verwandtschaft des Bräutigams. Die zwei Männer hiessen Brautführer und walteten als Zeugen. Der Bräutigam selbst erschien am Altare im bunten Soldatenrock zum Zeichen der Freude und Ehre.

Das Hochzeitsmahl wurde früher im Gemeindehause gehalten, das eigens dazu eingerichtet war mit Küche und Backofen. Heute ist die Hochzeit gewöhnlich im Vaterhause vom Bräutigam oder der Braut. Eingeladen werden die Blutsverwandten bis zum zweiten kirchlichen Grad, die geistlich verwandten (Patenkinder und Paten) und die Geistlichen der Pfarrei. Auch ärmere Leute können sich ein Hochzeitsmahl gestatten, denn die Gäste steuern Lebensmittel bei nach Vermögen.

Hochzeit heisst man auch das Primizessen eines neugeweihten Priesters. Die Einladung geschieht wie zur Hochzeit, zieht nur weitere Kreise. An einem solchen Feste beteiligt sich die ganze Pfarrei bei der vorbereitenden Arbeit. Die Soldaten geben das Ehrengelichte in den bunten Uniformen. Die Messe ist im Freien, weil keine Dorfkirche die Beteiligten fassen könnte. Von solchen Festen erzählt man viele Menschenalter. Einige zitieren zeit Lebens aus den Reden, die dabei gehalten werden. Ein alter Spruch sagt: « Zur ersten Messe eines Priesters und zum Ende (Tod) eines unschuldigen Kindes sollte man ein Paar Schuhsohlen durchlaufen ».

Die grösste Ehrenbezeugung haben die Lötscher billigerweise dem höchsten Herrn vorbehalten, es ist der « Aufzug » am Segensonntag. Segensonntag heisst in Lötschen der Sonntag in der Octav vom Herrgottstag (Fronleichnamfest). Für den Herrgottstag stellen die Gemeinden abwechselnd die Soldaten, während der Segensonntag alle Gemeinden der Pfarrei unter der Talfahne vereinigt. Den Hauptpunkt bildet der feierliche Segen in der Metretmatte, der dem Fest den Namen gegeben hat. Der Feldaltar unter dem hohen Wegkreuz wird Zeuge von den Festlichkeiten am Segensonntag, von der Prozession und der Parade.

Von der Kirche des hl. Martin kommt nach dem Hochamt

die farbenprächtige Prozession durch die engen Dorfgassen zwischen den hohen Holzwänden heraus auf die Talstrasse. Am Feldaltar ziehen vorüber die Spitzen des Kirchgangs: Die kirchlichen Bruderschaften mit silbernen Vortragskreuzen und seidengestickten Fahnen; die weissgekleideten Mädchen, geführt von ihren Lehrerinnen, die Musikkapellen mit den blitzenden Instrumenten und die nach Gemeinden gesonderten Züge von Grenadieren und Füsiliern mit eigenem Fähnrich und Kommandanten. Die Führung übernimmt jeweilen der Wachtmeister jener Gemeinde, die am letzten Herrgottstag die Soldaten stellte.

Malerisch und kriegerisch wirkt der militärische Aufzug in der Paratracht der frühern Bourbonenstaaten. Die Soldaten haben alle weisse Beinkleider, einen scharlachroten Frack mit gold- und silberglänzenden Knöpfen und Epauletten, ein weisses, gekreuztes Wehrgehänge für Säbel und Patronentasche, einen hohen, stehenden Federbusch am Hute und eine Büchse auf der Schulter. Die Hauptleute und Fender tragen alte, echte Zweispitze mit wallenden Federbüschen.

Sobald die Soldaten am Feldaltar vorüber sind, hält die ganze Prozession an und wendet sich gegen den Altar. Die Soldaten werden in langer Reihe auf ein Glied aufgestellt. Inzwischen ist der Baldachin, getragen von Vorstehern in schwarzem Amtsmantel und begleitet von stämmigen Grenadieren, vor dem Feldkreuz angelangt, und der zelebrierende Priester hat die vergoldete, silberne Monstranz auf den Altar gestellt.

Während die Kirchensänger den Sakramentshymnus vortragen, lässt der Priester als Zeichen der Anbetung Weihrauchwolken emporsteigen zu demjenigen, dem einst die Weisen in Bethlehem weihrauchspendend huldigten. Der Priester nimmt dann die Monstranz vom Altare und erteilt mit dem Heiland in der Brotsgestalt den Segen nach allen Seiten über Land und Volk, Hirten und Herden in Berg und Tal. Die Gläubigen sind auf die Knie gesunken, die Soldaten stehen in Achtung, die Offiziere senken ihre Degen, und die Trommeln schlagen den Königsmarsch, begleitet von den Trompeten. Ein schlichtes Bergvolk bietet mit tiefgläubigem Sinn sein Bestes dem König der Könige, dem einst die Volksscharen zugejublt haben mit dem Königsruf: « Hosanna dem Sohne Davids. Hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn, der König Israels ». Den Lötschentalern ist

diese Huldigung ein Gottesdienst, sie können nicht begreifen, dass viele sich dabei gleichgültig benehmen, wie bei einem weltlichen Schauspiel.

Dagegen begreifen wir leicht, dass fremde Gäste verwundert fragen: « Wie sind die Lötscher dazu gekommen, am Segensonntag und an ihren höchsten Festen den eigenartigen Militäraufzug zu halten? » Die Antwort lesen wir in der Talgeschichte. Schon seit Jahrhunderten haben viele Lötscher ihr Auskommen gefunden in Söldner-Diensten. Im Jahre der Schlacht bei Lerida (1644) sind in Katalonien allein sechs Lötscher gefallen. Im Pfarrarchiv in Kippel wird ein Seidenbanner aufbewahrt mit dem durchgehenden roten Kreuz im weissen Felde (Savoyardenkreuz) und der Jahreszahl 1625. Wahrscheinlich haben Söldner das Banner heimgebracht. Schon 1510 war das Lötschental an der Seite des Zenden Leuk einer Kapitulation mit Ludwig XII von Frankreich beigetreten.

Die Söldner aus dem Lötschental haben die Paraden mitgemacht an den königlichen Höfen von Versailles und Neapel. In ihre Heimat zurückgekehrt haben sie die Uniformen aufbewahrt und benützt, um einem höhern König, dem Herrn der Herrscher, militärische Ehren zu erweisen. Noch in den letzten Jahren schlossen sich gelegentlich Soldaten der Schweizer Garde im Vatikan in ihrer Uniform dem Aufzug an.

Nach den Vespern des Segensonntags ist in der Meretmatte die Parade, die um hundert Jahre zurückversetzt auf das Marsfeld bei Neapel. Während die Fanfaren den Gruss an die Banner in die Lüfte schmettern, und die Soldaten eine Salve abgeben, werden der Reihe nach die Fahnen geschwungen, an erster Stelle die Talfahne mit der Legende (alte Talfahne):

*Quatuor astrorum ritu rutilant
Kyppe, Blatten, Wiler, Ferdan
Vexillum Xsti Sidus illi
Vier glänzen nach Art der Gestirne,
Kippel, Wiler, Blatten, Ferdan
Das Banner Cristi sei sein Stern.*

Die Talfahne ist das Symbol des Segensonntags, und dieser selbst ist das Symbol der Kultur, des Glaubens, der Kunst und



NEAPOLITANER UNIFORM

des religiösen Lebens im Lötschental. Von der Prozession am Segensonntag schreibt Baud-Bovy¹: « Alles ist Anbetung in der Stimme und in der Bewegung dieses grossen Wesens mit dem weissen Haupte, im Purpurkleid, mit schimmernden Flügeln, das sich durch die Matten windet und wiederum geheimnisvoll verschwindet in den dunkeln Gassen, wo sein glänzendes Andenken hochhält die fromme Pflege der Schönheit, eine lebende Kunst, deren zwei unerschöpfliche Quellen der lebendige Glaube sind, und die verständnisvolle Betrachtung der Natur ».

Nachweisbar beeinflusst der Segensonntag die Volkskunst im Lötschental. Für die hohen Festtage werden die kostbarsten Trachtstücke von kunstgeübter Hand liebevoll gewoben und bestickt und nach denselben wieder sorgfältig verstaut in geschnitzten und bemalten Truhen. Vorzüglich zur Hebung der Feier am Segensonntag wurde schon vor Jahrzehnten in jedem Dorfe eine Fanfare gegründet. Der Segensonntag bringt uns die Fendersetzungen, beliebte Volksfeste, die ihrerseits Sinn und Begeisterung für das Volkstheater lebendig halten.

Schon die Entwicklung der Bühne von der « Brigin » im Freien zum geschlossenen Theater sagt uns, dass die Theateraufführungen in Lötschen ihre Geschichte haben. Die sichere Ueberlieferung reicht fast ein Jahrhundert zurück. Viel früher soll man in Lötschen das « Jüngste Gericht » aufgeführt haben. Tatsächlich befindet sich ein geschriebenes Textbuch aus dem 18. Jahrhundert heute noch in Kippel. Die Sage erzählt, der Darsteller vom Teufel, Fux habe mit dem leibhaftigen Beelzebub einen Vertrag gemacht, damit er ihm beim Spiele helfe. Am letzten Spieltag habe der Böse den Theaterspieler genommen und sei mit ihm verschwunden. Darauf habe man das Spiel verboten.

Schon seit Jahren hat jedes Dorf in Lötschen seinen Theaterverein, und jedes Jahr wird in der einen oder andern Gemeinde ein Stück aufgeführt, meistens aus der vaterländischen Geschichte oder aus der Kirchengeschichte. Die Theaterfreudigkeit hing früher stark von der Begeisterung des Orts Pfarrers ab. So hatte das Theater in Blatten Blütenperioden zur Zeit der Rektoren Pater Severin Fumeaux aus dem Kapuzinerorden und Ferdinand Pichel. P. Severin liess 1871 « das Tellspiel » aufführen

¹ Baud-Bovy: *Art rustique en Suisse* (Londres 1924).

— es war die erste Tellaufführung in Lötschen — wovon die Lötscher noch lange erzählen werden. Die Kostüme wurden früher im Tale selbst verfertigt, was dann freilich zu Anachronismen führte.

Von einer Theaterraufführung in Wiler, « der ägyptische Joseph », am 15. Sept. 1878, schreibt Edm. v. Fellenberg im folgenden Jahrbuch d. S. A. C.: « Es war ein eigentümlicher Anblick, den wir da genossen, im Freien sitzend, umgeben von alten Holzhäusern, deren graue, steinbelasteten Dächer von einer fröhlichen, sonntäglich geputzten Menge besetzt sind, vor uns die bunten Farben orientalischer Trachten, Könige des Morgenlandes, und über alles ausgebreitet ein tiefblauer Himmel und die silberglänzenden Firnen der Lötschtaler Alpen. Dabei war eine stille Fröhlichkeit, keine rohen Ausbrüche, keine Ausgelassenheit. Welch beschämender Unterschied gegen so viele unserer Volksfeste, gegen unsere hoch gebildet sein wollende, fortschrittliche Bevölkerung ». Von der Poesie des Lötschtaler Freilichttheaters weiss man sogar in Amerika zu erzählen. Ein Amerikaner, der den « Löwen von Luzern » in Ferden verfilmt hat, sagte später, am meisten Aufsehen habe gemacht, dass die Zuschauer plötzlich ihre Schirme öffneten, weil sie ein Regenschauer überfallen wollte.

Der Theaterverein von Wiler hat sogar die Meisterwerke des englischen Theaterfürsten (Macbeth und Hamlet) auf die Bühne gebracht. Wiler sah im Sommer 1917 die Uraufführung der « Helden » von einem einheimischen Dichter.

Die Theaterraufführungen haben entschieden einen Einfluss auf die edle Sprache und die Volkspoesie des Lötschentales. Vom ersten Telledarsteller, dem Bergführer Peter Siegen, sagt Fellenberg, er habe nach Jahren noch ganze Sprüche aus dem « Telspiel » vorgetragen an den einsamen Lagerfeuern in den Bergen. So machen es auch andere und sogar solche, die auf der Bühne nicht mitgewirkt haben. Viele Sätze sind Sprüchwörter geworden und werden zitiert mit der Einleitung: « Dr Andru hed gschpruchud »: ... Am besten werden Sprüche aus Lustspielen behalten. Solche hat man früher in Lötschen selbst gemacht. An einem Fastnachtstag hat die Polizei den « Wilden Mann » und dessen Familie eingefangen und demselben auf dem Platz öffentlich alle Dorfsünden in Versen vorgehalten.

Die Lötsher haben eine eigene Poesie, über die sie sich freuen dürfen. Hunderte von Sagen und Redensarten sind aufgenommen, aber die Quellen fließen immer noch und scheinen unerschöpflich.

Wie lieblich klingt schon der erste Gruss des Lötshers: « Einen guten Tag geb euch Gott, und die Antwort: « Dank euch Gott ». Beim Essen wünschen sich die Lötsher: « Gott segne es euch », « dank euch Gott ». Abends beim Auseinandergehen sagen sie: « Schlafet wohl », « wills Gott, und ihr auch ». Zahlreich sind die Sprüche, welche Zwergen und Geistern in den Mund gelegt werden. D's Zwärglin hed gseid :

*« Aes we alli Wätter scheni,
Wenn numman der Wind nid chemi ».*

Wer gut zu erzählen weiss, findet bei jedem Satz einen Vergleich. Von einem Kinde sagt die Mutter: « Aes ischt flings wiä ä Wida, geid wiä äs Pfirrin, schwitzt wiä än Aichenballa, schläft wiä än Murmda ». Der Meister lobt sein Werk mit dem Spruch :

*« Aes hed Boden und Helsen
Fest wie ein Felsen. »*

Es gibt Leute, die bei jeder Gelegenheit einen Vers auf der Zunge haben. Bei einem mühsamen Gemeindegewerk verwünschten einige den unvorsichtigen Urheber in das Reich der Gletscher. Einer meinte gelassen :

*« Aes ischt zwar ä leidä,
Wischen ihn aber in d'himmlischu Freidä ».*

Viele im Tale gemachte Reime sind erhalten in Hausinschriften und auf Bildstöcklein (Totentafeln), andere sind überliefert in Wiegenliedern und Spottgedichten. Spottlieder, wie das « Wiegenlied » und das « Spitzgebein » haben die Ledigen einander früher gesungen. Etwas davon bleibt in den Fastnachtscherzen.

Die Volkspoesie stellte sich, wie jede andere Kunst des Lötshentales mit Vorliebe in den Dienst der Kirche. Früher sang das ganze Volk an jedem grössern Feste nach dem Gottesdienste

ein deutsches Lied nach Volksweisen. Mehrere sind von Löt-
schern gedichtet worden. Der Maler, Schnitzer und Dichter Jos.
Murmamm von Kippel, genannt « der Finsterhofer » (1808-1874),
hat eine ganze Sammlung Kirchenlieder hinterlassen. Es gibt



noch geistliche Lieder-Gesangbücher aus dem 18. Jahr., die
Lieder enthalten auf den hl. Landespatron Moritz und die hl.
Kirchenpatrone Martin und Nikolaus mit ganz örtlicher Färbung.

Es ist nicht zu bestreiten, dass die Redensarten und Aus-
drucksweisen der Alten, die Legenden und Sagen, diese lieblichen
Kinder der Volkspoesie, heute seltener werden im Lötschentale.
Eine nicht unbedeutende Schuld daran tragen die wechselnden
Lebensverhältnisse. Zur Zeit, wo noch die Butterlampe am Licht-
stängli über dem Familientische hing, versammelten sich aus

Lichtersparnis die Nachbarn und Nachbarinnen an den langen Winterabenden. Während die Spinnerinnen ihre Faden endlos an die Spulen drehten, spannen andere nimmermüd an den Lötschtaler Sagen.

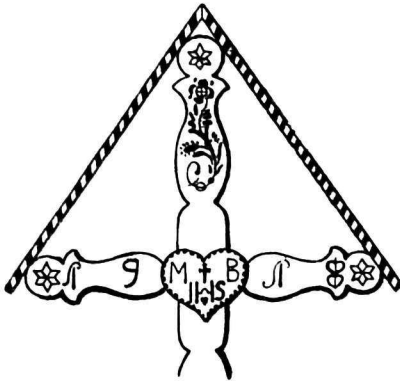
Alles wussten sie zu beleben. Auf den Bergriesen hausten die Berggeister, der Alte Lötscher und das Lauwitier. Den Winter nannten sie eine reine Jungfrau, den Gletscher eine weisse Kuh, die Gletscherbäche älwe Böcke, die Bergbäche und Lawinen bald eine weisse Frau, bald weisse Schnecken, die Lichterscheinungen am Himmel feurige Drachen. In den tiefen Gletscherspalten, auf einsamen Wegen und in den Gotteshäusern erschienen, vorzüglich in den Quatembertagen, die armen Seelen im Gottsgewand, den Almosen der Lebendigen.

Weil damals die Kunst des Lesens seltener war, vertraten mündliche Erzählungen das gedruckte Buch. Heute sind die Bücher zahlreicher und die Erzähler seltener geworden. Viele verachten heute sogar als Aberglauben die Sagen der Alten, während sie in Wahrheit lautere Poesie waren, hell und sittenrein, stark und nie versiegend, wie der frische Bergquell, der aus dem Felsen sprudelt.



INHALT

| | Pages |
|---|-------|
| 1. Vorwort | 4 |
| 2. Im Reiche der Gletscher | 5 |
| 3. Dörfer und Weiler | 10 |
| 4. Besiedelung und Geschichte | 32 |
| 5. Eindrücke. | 40 |
| 6. Ausflüge und Bergbesteigungen | 44 |
| 7. Bauten und Bauernkunst | 51 |
| 8. Nahrung und Bodenkultur. | 63 |
| 9. Tracht und Kleidung | 69 |
| 10. Die Alpen. | 76 |
| 11. Gesellschaftsleben | 83 |
| 12. Familienfeste, Volksfeste und Volkspoesie | 94 |



Von der Mühl's WALLISER ZIGARREN

sind ein typisches Walliserprodukt, das nicht nur vom Einheimischen mit Vorliebe geraucht wird, sondern auch in der übrigen Schweiz von jedem Kenner im Rauchen anerkannt ist. Man findet sie beinahe in jeder grössern Ortschaft in der Schweiz.

Neben **Von der Mühl's Walliser Zigarren** ist Von der Mühl's Wallisertabak I. und II. Sorte, im braunen Papier, der vom Walliser bevorzugte Rauchtabak. Die I. Sorte ist eine den holl. Tabaken sehr ähnlich sehende Mischung, die wirklich Freude macht.

Probieren bitte auch Sie die

Von der Mühl Spezialitäten in Rauchtabaken, Schnupftabaken, Walliserzigarren, Stumpen!

Sie werden es nicht bereuen, im Gegenteil zufrieden sein, dass Ihnen das Wallis diesen guten Rat und diese guten Produkte gibt.

TABAK UND ZIGARRENFABRIK
Von der MÜHLL A.G. SITTEN (Wallis)

Eine der ältesten Fabriken der Branche in der Schweiz.

Gegr. anno 1815

SPE



SURGIT